

Nachgelassene Schriften

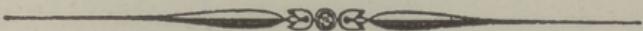
von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literarischen Nachlasses.

Vierter Band.



Mannheim.

Verlag von Friedrich Bassermann.

1847.

Handgelesene Schriften

Handgelesene Schriften
von
Rudwig Körner.

87906

Wieder Band

München

Verlag von Georg Olshausen

1817.

Briefe und vermischte Aufsätze.

Aus den Jahren

1828, 1829.

Achtundneunzigster Brief.

Ems, den 17. Juni 1828.

Ahhhhh!

Ahhhhhhhh!

Ahhhhhhhhhhhhhh!

Es ist ein Hundeleben! Zwar hat mich die Professorin ***, als ich zu ihr kam, sehr herzlich und kleinstädtisch geküßt, aber wie lange hilfts? Ein Kuß ist kurz, und die Langweile ist lang. Das bezieht sich aber nicht auf die Professorin, die ich für Ems sehr unterhaltend finde. Sie ist immer lustig, und ich habe bemerkt, daß sie beim Einkausen nicht handeln kann — ein gutes Zeichen. Sie ist mein Glück, mit ihm hielt ich es nicht aus. Es ist noch ziemlich still hier. Als ich bei meiner Ankunft die Badeliste las, fiel mir sogleich Herr David in die Augen, ein Doktor der Philosophie aus . . ., und seitdem lebe ich in

beständiger Angst, dieser David möchte mich zu seinem Jonathan machen. Diesem Schicksale entgehe ich gewiß nicht. Das Wetter war herrlich auf dem Rhein, die Gesellschaft gut und ich hatte Vapeurs; aber trotz dem blieb ich kalt im Paradiese. Ach, was man nach und nach abstirbt, es ist schrecklich! Das Schicksal muß mir Brantweinfreuden schenken, der Wein wirkt nicht mehr. Auf dem Marktschiff war ich der gefeierte Held, ich stand in ungemeinem Ansehen bei dem ganzen Volke. Herr Doktor, Herr Doktor, schallte es von allen Seiten — Figaro! Figaro! Figaro! Ich hatte nicht Ohren genug. Der *** war höflich und unterthänig als ein ächter Schulmann. Beim Landen in Mainz, wollte er mir durchaus helfen meinen Koffer auf- und zuschnallen. Ich dachte Sie wären schon längst zu Hause, als ich Sie beim Abfahren des Schiffes noch am Ufer erblickte. Die *** setzte mich fast in Verlegenheit, die Leute mußten denken, ich hätte einen Liebeshandel mit ihr. Beim Vorbeifahren

vor ihrem Landgut in . . . winkte sie mir von der Altane des Hauses mit ihrem Schnupstuche; aber damit nicht zufrieden, stürzte sie aus dem Hause, und lief die ganze lange Terrasse im Garten dem Schiffe nach, in einem fort mit dem Schnupstuche wehend. Ich, ganz verschämt, erwiederte das Signal nicht, und da zogen wohl acht Herrn ihre Schnupstücher heraus und wedelten damit, und der *** nahm einen Hut, pflanzte ihn auf einen Stock und hielt ihn in die Höhe. — Hier im Hause ist ein sechszehnjähriger Bursche, der mich schon im vorigen Jahre bediente und der mir gefällt. Ich hätte Lust ihn mitzunehmen. Er ist noch ziemlich klein und gäbe ein artiger Jokei. Was meinen Sie, soll ich es thun? Er ist gerade wie ich wünsche. Er hat 16 Jahre, ist aber noch so klein, als wäre er 13 Jahre alt. Er wird nicht sehr groß werden, was mir recht ist, denn ich will keinen Bedienten, der größer ist als ich.

Neunundneunzigster Brief.

Ems, den 21. Juni 1828.

Grüßen Sie die gute Marie herzlich von mir. Es ist ein rechtes Glück für sie, daß sie bei Ihnen ist, Sie werden sie gewiß trösten und erheitern, darin ist Ihre Tugend und Ihre Stärke. — Sie wissen nicht was Ahhhhh bedeutet. Das ist doch so malerisch, daß es jedes Kind fassen kann. Gähnen soll das bezeichnen, Langeweile. Die Vapeurs auf dem Schiffe waren Reminiscenzen, alte Liebe rostet nicht. Ich bin ganz erschrecklich gesund — leider! möchte ich sagen. Das vermehrt meine Langeweile. Das Interesse für meine Gesundheit hat mir früher den hiesigen

Aufenthalt noch etwas interessant gemacht. In Ihrem Briefe ist eine Zeile, die ich nicht lesen kann. Sie sieht aus: „.“ Was heißt das? Das ist auch ein Ahhhhh! Soll es vielleicht heißen, ich soll keine so kleine Briefe schreiben? Seien Sie nur darauf gefaßt, nur solche zu erhalten. Woher Nahrung nehmen? Die Pariser Blätter sind jetzt interessant, doch zu meinem Unglücke wird hier nur die Gazette de France gehalten. Ich fürchte, die Türken machen Friede. Sie sehen wie uneigennützig ich bin, ich wünsche Krieg trotz meiner bairischen Obligationen.

Hundertster Brief.

Ems, den 24. Juni 1828.

Madame . . ., Sie sind sehr dumm! Sie schreiben mir immer an unrechten Tagen. Ihr Brief blieb also einen Tag liegen, denn ich erhielt ihn erst heute. Daß Sie ***'s Aufsatz über London nicht schön finden, beweist mir, daß Ihre Liebe zu ihm nachgelassen hat. Wären Sie nicht in ihn verliebt gewesen, hätten Sie schon längst eingesehen und bekannt, daß er nicht werth ist mir die Schuhriemen aufzulösen. Sie trösten sich, er hätte es vielleicht auch besser machen können; das ist noch ein Ueberrest von Liebe. Es schreibt keiner besser als er kann, als er wenigstens

zu der Zeit konnte, als er es schrieb. Doch das verstehen Sie nicht (ich verstehe es selbst nicht. Ich habe schlecht stylisirt und ganz etwas anderes gesagt als ich wollte. Das Emser Wasser wirkt! Wir werden bald sympathisiren). Der L. habe ich noch nicht geschrieben. Ich fange an zu glauben, daß alte Liebe leicht rostet. Ich wollte die Rothschilde kämen, während ich noch hier bin, damit ich beobachte wie sie sich mit dem Cur-Adel vermischen. — Ich zerbreche mir den Kopf, wie ich diese Seite ausfülle. — Die Großfürstin Helene von Rußland ist hier. Ein schönes Frauenzimmer.

Den 26ten.

Ihr heutiges Schreiben, liebes Kind, hat mich sehr verdrießlich gemacht. Auf zwei Seiten hängen Sie wieder, und es wird nie dahin kommen, daß Sie sich unabhängig machen. Das kömmt aber nur daher, weil ich Ihnen zu wenig bin..... Können Sie ja Ihre Schwäche nicht überwinden, so sollten Sie billig am schwächsten gegen mich seyn.

Hundertunderster Brief.

Ems, den 2. Juli 1828.

Ich muß lachen, daß Sie so begierig auf meine langweiligen Briefe sind, die doch nichts enthalten, als Ahhhhh. Ich ennuyre mich mehr als je. Ich habe hier unter den Curgästen noch keinen gefunden, mit dem sich reden läßt. Ich bin so verwöhnt, es gefallen mir nur vornehme Geister, die bürgerlichen Seelen, besonders die weiblichen, sind mir zuwider. Sonntag überwand ich mich und näherte mich einem Tische im Garten woran vierzehn Damen saßen, sprach mit ihnen allen nach der Reihe, schloß mich dann einigen auf einem Spaziergange an. Ach! Es waren

lauter Bestien! so gewöhnlich wie Kartoffel. —
 Die Professorin *** macht mich todt mit ihrem
 unaufhörlichen Geschwätz von Erziehung, Leben
 und Literatur. Und so deutlich spricht sie, daß
 mir meine tauben Ohren gar nichts helfen. Sie
 geht wenig aus, ich besuche sie aber täglich auf
 eine halbe Stunde. Eine gute Frau, wenn sie
 nur nicht so gelehrt spräche! Sie sollten mein
 Gesicht sehen, wenn sie mir mit ihrer Ladung
 auf den Leib rückt. Verzweifeln thue ich fast
 und die gute Frau ahndet das gar nicht. Adieu.
 Ich weiß nichts mehr zu schreiben. Ich bin
 dumm. Ihr Freund.

Hundertundzweiter Brief.

Ems, den 6. Juli 1828.

Also wirklich morgen nach Schwalbach! Wir kommen uns dann so nahe, daß wir uns mit den Händen erreichen könnten. Ich dachte schon die ganze Zeit daran und hätte es Ihnen geschrieben, wenn Sie mir das Schreiben nicht verboten. Sie sollten nicht in dieser schrecklichen Hitze reisen, nämlich nicht bei Tage, sondern des Nachts. Die Hitze war hier so hoch, daß alle Hühner vollkommen gesottene Eier gelegt haben (im Ernste) und man mußte sie in Eiskeller einsperren um für die russische Prinzessin weiche Eier zu bekommen. — Sie schreiben mir Etwas, was

Sie nach Belieben einrichten würden, weil ich auf mehrere Ihrer Anfragen nicht geantwortet. Ich fürchte zu verstehen, was das ist. Das wird wohl betreffen, und Sie, zu schwach sich loszumachen, werden es beim Alten lassen. Ermannen und entschließen Sie sich. Ich sage wie die heilige Schrift: Ja, ja, nein, nein, und was darüber ist, ist vom Uebel. — Während Sie in Schwalbach bleiben, werde ich in Schlangenbad zubringen. Ich habe Lust dazu bekommen. Die Einsamkeit dort zieht mich an, weil ich erschrecklich viel arbeiten will. Auch habe ich in medicinischer Beziehung darüber nachgelesen und gesehen, daß es mir sehr zuträglich ist. Es heilt die Reizbarkeit der Nerven, es mildert und befänstigt, und kann den kleinen bösen Karl noch ganz gut machen. Auch heilt es Blutwallungen und wird also ein Mittel gegen das dumme Rothwerden seyn. — K. war schon hier einen Nachmittag. Das gute Mädchen freute sich sehr mit mir. Sie kamen von Coblenz. Der Vater

wollte nicht her, aber Marie quälte bis er nachgab. Sie sagte, er verderbe ihr die ganze Reise, wenn er nicht nach Ems ginge. Ich ritt mit der Marie spazieren. Sie erzählte mir viel. Ich mußte ihr mein Zimmer zeigen. Ehe sie wegging, stellte sie, ohne ein Wort zu sprechen, meine Pantoffel, die mitten im Zimmer standen, unter das Bett. Ist das nicht ein schöner Mädchenzug?

Donnerstag, den 10ten.

Ich habe Ihren Schwalbacher Brief bekommen. Er kostet nur fünf Kreuzer. Ist das nicht schön? So nahe bei einander. Als Sie im Anfang Ihres Briefes sich lustig machten, daß ich mich fürchtete auch nur einen Tropfen weniger zu trinken, um schneller bei Ihnen zu seyn, lachte ich und dachte, der Brief schließt nicht ohne eine Aufforderung ja nicht früher zu kommen, ehe meine Badezeit zu Ende ist. Und so war es. Wo hätten Sie den Muth, ein Glas Emser-Wasser auf sich zu nehmen. Wenn ich nach zehn Jahren

frank würde, würden Sie sich Vorwürfe machen, das Glas zu wenig sei Schuld daran. Auf Dienstag lassen Sie mir ein Zimmer bestellen, natürlich ohne Verbindlichkeit es zu behalten, denn ich werde nach Schlangenbad gehen, wo ich arbeiten will. Dort können wir uns täglich schreiben und uns besuchen so oft wir wollen. Meinen angefangenen Aufsatz an die Gesellschaft in Breslau (die Pferdegeschichte) *) will ich zuerst vornehmen. — Seit acht Tagen sage ich täglich: das dumme Ding! Rathen Sie, wer das dumme Ding ist? Das sind Sie. So rufe ich nämlich aus, so oft ich die weiße Nachtweste anziehe, die links zugeknöpft wird. Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen. Das fehlte mir noch in diesem Jammerthale Ems, daß ich mich mit einer linken Weste zu quälen habe! Das dumme Ding! — Sie sollen aber wieder klug seyn, wenn Sie mir

*) S. am Ende dieses Briefes.

den Gefallen thun und an B. schreiben, er möchte mir zwei Pfund Tabak schicken.

Freitag, den 11ten.

W. W. ist hier, mit so schmutzigen Nankin-Hosen, als wäre er noch ein Millionär. — Was ich gern wieder einmal in Paris wäre! So schön war es dort noch nie. Die Liberalen oben an (wer weiß wie lange es dauert), die größte Freiheit im Schreiben und im Theater. Hätte ich keine Freundin, wäre ich schon dort.

Den 12ten.

Sie sind doch ein dumm Ding und Sie haben schändlich gelogen! Nur die eine Weste ist geändert, die andere aber nicht. Also sind Sie ein dumm Ding. Das ist der wahre ächte Liebesstyl. Meine Briefe sind in Prosaischem, was Petrarkas Sonnette in der Poesie sind. — Also Dienstag etwa um zwölf komme ich. Ich werde sobald ich die Schwalbacher Straße sehe, meinen rothen wollenen Shawl lang flattern lassen. — Gestern im Garten packte mich ein ganz kleiner

Mensch am Arm, der, aus . . . Herr Doktor, sprach er, dort ist eine Dame, die Sie gern sprechen möchte. Ich: wer ist die Dame? — Das sage ich nicht, Sie sollen überrascht werden. — Ich, ganz gespannt, ging zurück, und wer wars? . . . Ich hätte den Menschen ins Wasser werfen mögen. Ich machte ein Gesicht wie Milch und Honig und sagte: Entschuldigen Sie mich, ich muß weggehen an den Brunnen. Ich ging fort und ließ mich nicht wieder sehen.

Die zwecklose Gesellschaft in Breslau *).

In Hattersheim fragte ich einen Postillon, ob Wiesbaden schon lebhaft von Badegästen wäre, worauf er mir erwiderte: ja wohl, er habe mehrere drei- und vierspännige Herren und Damen dahin gefahren, auch zwei sechsspännige. Diese Antwort machte mich nachdenklich. Wie! ich habe, murrte ich, eine schöne Zeit und gutes Geld auf eine Reise durch das winterliche Deutschland gewendet; mich haben die tödtlich schleichenden heillosen Miethkutscher, welche glauben, der liebe Gott habe die Pferde nach seinem Ebenbilde geschaffen und wegen

*) Diese Gesellschaft, von Hoffmann von Fallersleben und Dr. Runge gestiftet, gab eine Sammlung zwangloser Hefte heraus, für welche der nachstehende Aufsatz als Beitrag bestimmt war.

ihrer die Welt unendlich geplagt; mich haben die Eilwagen, die kein anderes Bedürfniß kennen und anerkennen, als pünktlich einzutreffen, krank gemacht; siebenmal mußte ich vierzigminutige Quarantänen, als käme ich aus der Barbarei, in den Zollspitälern erdulden, und jetzt kehre ich, trotz der häufigen Pratica, die man meinem Koffer ertheilt, wie der verlorene Sohn, ohne gesunden Strumpf von meiner Wanderung zurück — und für alle diese theuern Mühen und Leiden, habe ich mir nichts eingetauscht, habe nichts gewonnen und gelernt, als das einzige Schöne, Wahre und Gute, das ich so eben von einem Postillon gehört, und das ich mir vier Stunden von meiner Heimath hätte holen können! Drei-, vier- und sechs-spännige Menschen! Postillon, wäre ich Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts — diese beiden Aemter sind mit einander verbunden, damit wechselseitig das eine Amt wieder gut mache, was das andere verdorben — ich würde Dich zum Professor der Naturgeschichte in

Göttingen ernennen; denn besser als Blumenbach, der die Menschenracen nach den Köpfen unterscheidet, sonderst Du sie nach der Zahl der Pferde, mit welcher sie fahren. Seitdem es Menschen und Pferde gibt, wurde diese Eintheilung hoch gehalten, und man sollte, was so tief in die Sitten und den Glauben eingedrungen, gesetzlich und feierlich anerkennen. Durch diese Sonderung würden auch endlich die Fußgänger, die sich zu einer Zeit, da Sittenlehre und Naturgeschichte noch in ihrer Kindheit waren, in die Menschheit eingeschlichen, und die ein altes Vorurtheil darin geduldet, daraus entfernt werden, und das gereinigte Geschlecht würde seinen ursprünglichen Adel wieder gewinnen, und der Mensch würde wieder seyn wie zur Zeit der Schöpfung, das Meisterwerk des Schöpfers. Meisterleben — Schülerleben! Ja, wer mit acht Pferden fahren, wer mit zweiunddreißigfüßigen Bersen über die holprige Prosa dieser Erde jagen dürfte, schnell an allen Krüppeln und Bettlern vorbei, ungehindert von schlechten

Wegen, Zöllnern, Schlagbäumen und Polizeiknechten! Doch vielleicht auch nicht. Daß man mit acht Pferden in den Himmel kömmt, das ist gewiß; aber wie hier? Sage mir, Weisheit, welche Menschen sind die glücklichsten, die zweispännigen, dreispännigen, vier- sechs- oder achtspännigen Menschen? Ich glaube diejenigen sind die glücklichsten, welche zwischen wandernden und hausenden Komödianten die Mitte bilden, die vier-spännigen. Wer mit weniger als vier Pferden fährt, muß schon vieles entbehren, wer mit mehr, entbehrt der so heilsamen magenstärkenden Entbehrungen, und leidet an jener Unruhe, die der Größe immer zugesellt ist. Ich habe beides erfahren; das eine sehr oft, das andere ein einziges Mal, als ich einst mit sechs Pferden in den großen Gasthof einer großen Stadt einfuhr. Es waren Retour-Pferde, die mir der weinlustige Postillon, trotz meiner Weigerung vor den Wagen gespannt; denn es war ein kalter Winterabend und er wollte, gegen gefährliche Schläfrigkeit ge-

schützt, schneller nach Hause kommen. Die Pferde flogen, es flogen schwarze Wolken der Besorgniß durch mein Herz. Ich sah alles kommen, wie es kommen mußte. Ich sah mir schnell, ehe ich es verhindern konnte, im Gasthose eine ganze Reihe Zimmer aufgeschlossen, sah zwanzig Kerzen angezündet, drei Ofen geheizt; ich berechnete die Kosten einer einzigen Nacht, und dann die Beschämung. Zwar hätte ich gleich beim Aussteigen erklären können, daß von den sechs Pferden nur zwei meine eigenen, und daß selbst diese nur Commissionspferde wären, die mein Committent, ein starkgläubiger und schwachsichtiger westphälischer Domänenkäufer, bezahlen müsse; aber ich wußte vorher, daß ich nicht den Muth haben würde, mitten unter den vielen Gaffern, die einen leeren sechs-spännigen Wagen mehr anstaunen als einen zweispännigen, in dem Luther und Shakespeare saßen, meine Zweispännigkeit zu bekennen. Jetzt kamen wir an; das erste Gespann Pferde wurde zehn Sekunden früher bewillkommt, als ich; ich

hörte die Glocken tönen, die dicksten die im Hause waren; jetzt hielten wir still; es stürzte athemlos der Wirth herbei, hinter ihm eine Schaar von Kellnern, unzählige Lichter in den Händen und mit Servietten-Fahnen freudig und ehrfurchtsvoll wehend; fünf Hausknechte erkletterten die Kutsche, herabzuholen was nicht oben war; beide Wagenthüren wurden aufgerissen; ich kam fast stückweise heraus, die Einen boten meinem rechten Arme, die Andern meinem linken Beistand; endlich stand ich auf festem Boden, und es war nöthig, daß der Oberkellner mit vier Gehülfen mich unterstützte, denn mir schwindelte sehr. Aber ich hatte von der Menschenkenntniß eines Wirthes und eines Oberkellners noch nicht die gehörige Vorstellung! Man hatte mich kaum gesehen, so waren auch meine Pferdeverhältnisse, der Himmel weiß wie, völlig aufgeklärt, der Wirth schlich davon, die Kellner stürzten fort bis auf Einen, der mir mit stiller Höflichkeit in den zweiten Stock hinaufleuchtete, und mir ein artiges aber philosophisches

Zimmerchen anwies. Dann setzte er gastfreundlich eine Flasche Wasser auf den Tisch und fragte ob ich sonst noch Etwas zu befehlen habe? Ich sah ihn mit einem wehmüthigen, welthistorischen Blicke an, antwortete nein, warf meine Stiefel vor die Thüre, schloß diese ab, und grachische Phantasien hielten den Schlaf lange von mir zurück.

(Unvollendet.)

Hundertunddritter Brief.

Braunschweig, den 19. September 1828.

Ich habe den Bogen verkehrt genommen, es schadet aber nichts. Um halb sechs gestern Abend bin ich glücklich hier angekommen. Ich komme so eben von Bieweg (dem jungen, der alte ist nicht hier). Ich habe, nach meinem Plane, ihm zu erkennen gegeben, daß ich meine Werke bei ihm drucken lassen wolle auf meine Kosten, habe ihm gesagt, was mir Cotta geboten, daß ich damit nicht zufrieden, daß ich auf viele Subscribenten zähle, und mich besser dabei befände als wenn ich die Werke einem Verleger gäbe. Ich ließ mir die Kosten des Druckes berechnen.

Bieweg hat nun freilich kein Anerbieten gemacht den Verlag zu übernehmen, aber die Lust dazu merkte ich ihm deutlich an. Ob er mehr als Cotta geboten hätte, konnte ich nicht errathen. Ich werde in weitem Unterredungen ein Wort davon fallen lassen, ob er Lust habe, und sehen was dabei herauskömmt. Ich zweifle aber an dem Erfolg. Auf jeden Fall habe ich jetzt eine sichere Basis, und weiß die Verhältnisse, wenn ich die Schriften auf eigene Kosten herausgebe, oder vielleicht noch mit einem Hamburger Buchhändler in Unterhandlung trete. Ich denke noch einige Tage hier zu bleiben, um abzuwarten, ob Biewegs geheime Gedanken reif werden.

Sonntag, den 21ten.

Mit Bieweg kam kein Anerbieten wegen Verlag zur Sprache. Ich wollte mir zu meinem Schaden nichts vergeben, und er fürchtete sich wegen meiner vermuthlich großen Forderung. Wir haben nur wegen Drucken auf meine Kosten Abrede getroffen. Er hat mir eine Seite zur

Probe aus der Wage abgedruckt. Das wird sehr schön, ungefähr wie der Müllner, aber größer, und es kann acht Theile geben. Aber bei reiflicher Ueberlegung wird mir doch vor dem Subscribentensammeln und den Kosten des Druckes bange. Das sind langweilige Geschäfte, für die ich gar nicht gemacht bin.

Hundertundvierter Brief.

Hamburg, den 11. Oktober 1828.

Samstag Vormittag.

Wenn ich der Lust widerstehe in das weite Weltmeer zu fahren, dann muß ich Sie sehr lieb haben. Schon die Ueberfahrt von Harburg hat mich erquickt. Wir hatten starken aber günstigen Wind, in einer Stunde waren wir da. Was ist unser Rhein ein Kinderwasser dagegen. Hier fühlt man doch, daß man sich bewegt. Wenn der Mast die Wellen küßt, das wäre ein Schauspiel für Sie. Der Hafen hat mich entzückt. Ich will es heute nur bei einigen Worten

bewenden lassen. Uebermorgen mehr. Ich wohne im Hôte Belvedere. Gestern den ganzen Tag über Steinpflaster gefahren. Ich habe jetzt zehntausend Teufel weniger im Leibe. Nächstens das Umständliche. Ich gehe aus irgend einen Bekannten aufzusuchen.

Hundertundfünfter Brief.

Hamburg, den 13. October 1828.

Wünsche schönen guten Morgen. Haben Sie auch so schlechtes Wetter, wie ich hier um acht Uhr Morgens? Mit den Posten hier da habe ich meine Noth, so habe ich sie noch nirgends gehabt. Denken Sie nur, jedes Land, sowohl deutsches als fremdes, hat hier seine eigene Post und sein eigenes Posthaus. Und da weiß man gar nicht, wo man hingehen soll. Die Post nach Hannover geht jeden Tag an einer anderen Stunde, und die Brieffschalter sind jeden Tag an einer andern Stunde geöffnet, und kömmt man zu früh oder zu spät, ist alles zugeschlossen und man kann den Brief nicht einmal abgeben. — Nun zu meiner Reisebeschrei-

lung. Vorgestern, als ich mich ein Bißchen in Ordnung gebracht, schlenkerte ich herum auf der Straße, in den Caffeehäusern. Der erste Bekannte der mir im Caffeehaus begegnet, ist der *** der so viel es ihm seine Geschäfte erlaubten, mich gehörig gequält. Alles ausgefragt, alles wissen wollen

Der Zimmermann ist ein lustiger Patron, der bei einem sehr großen Gehalte nie Geld genug hat, und der seine Köchin aus Dankbarkeit, daß sie ihn zum Vater gemacht, geheirathet hat, und eine sehr verdrießliche Ehe führt. Er kann nicht verdrießlicher seyn als ich, weil ich meinen Pult nicht mitgebracht. Das Schreiben im Sitzen fällt mir gar zu beschwerlich. Ich muß mir einen Pult zu verschaffen suchen. *** habe ich, um meine Schuldigkeit abzuthun, gleich am ersten Tage besucht

Ich kann wirklich ohne Pult nicht weiter schreiben. Ich muß sehen, daß ich eins bekomme. Adieu.

Hundertundsechster Brief.

Hamburg, den 15. Oktober 1828.

Meine Unterhandlungen mit Campe haben begonnen. Viertausend Thaler (das wäre nach dem Course mehr als siebentausend Gulden) will er geben. Fünftausend habe ich gefordert. Ich habe ihm gesagt, ich wollte mich besinnen. Auf fünf Jahre werde ich das Werk ihm überlassen, was er zufrieden ist. Komisch ist es aber, wie er brennt auf den Handel. Ich war gestern nicht bei ihm, um ihm, wie verabredet, meinen Entschluß mitzutheilen, und da ist ihm (wie mir Zimmermann gesagt) ganz Angst geworden, der Schatz möchte ihm entgehen, und ein anderer Buchhändler ihn heben. — Ich laufe viel herum, habe aber noch Niemanden besucht. Das kostet

zu viel Zeit. Wenn ich mit Campe in Ordnung bin, werde ich doch einige Leute besuchen. Ich bin verdrießlich, daß Sie mir nicht geschrieben. —

Ihren Brief erhielt ich, wie gerade Campe bei mir war. Ich bat ihn zum Essen und jetzt eilt die Post. Das nächste Mal schreibe ich Ihnen gewiß ausführlicher. Viertausend Thaler, das Honorar ist nicht unbillig. Wir sind also in der Hauptsache einig und es ist bloß noch von Nebensachen, Zahlungsterminen &c. die Rede. Zu Bekanntschaften hatte ich bis jetzt keine Zeit. Nun ist mir aber das Geschäft aus dem Kopfe. Ich werde mich zwar hier noch umsehen, aber gar zu lange doch auch nicht. Nach Cuxhaven werde ich nicht reisen, das Wetter ist zu schlecht. Nächstens erzähle ich Ihnen von der Fahrt im Hafen die ich gestern gemacht. Das ist himmlisch! Ach, wäre ich ein Seemann geworden. Das ist mein Element. Sie aber sind es noch mehr.

Hundertundstebenter Brief.

Hamburg, den 17. Oktober 1828.

So eben verließ mich der Campe, der mir den Entwurf des Vertrags brachte. Es gibt nichts Komischeres, als mit einem Buchhändler zu thun zu haben. Zwar hat sich Campe, was das Geld betrifft, vernünftig betragen und das wurde gelassen abgemacht. Aber die Unterhaltung sonst hatte viel lächerliches. Jedes interessante Wort, das man spricht, möchten sie gleich gedruckt haben. Ich war in der heutigen Unterhaltung lebhaft, zuweilen witzig, und da hätten Sie des Campe närrische Gesichter sehen sollen. In Gedanken machte er von meinen Einfällen schon eine zweite Auflage. Ich soll eine Ankündigung schreiben, „so herzhast wie möglich.“ Er bestellte sich das, wie man sich ein Kleid bestellt.

Ich glaube auch, daß er ein gutes Geschäft macht; aber ich komme deswegen nicht zu kurz. Ich bekomme zum gewöhnlichen Drucke berechnet, von Campe mehr als 116 Gulden für den Bogen. Da es Campe's Interesse ist, so schnell als möglich zu drucken, so hängt es blos von meiner Arbeit ab, wie bald ich die ersten 3000 Thaler bekommen soll. Das wäre alle recht schön, aber wo sind die Werke? Das mag Gott wissen, wo die herkommen sollen. — Große Lust Bekanntschaften zu machen habe ich nicht, und wenn mein Geschäft beendigt ist, denke ich nicht länger mehr hier zu bleiben. Es ist schlechtes Regenwetter. Dieses Wetter haben die Hamburger gern, es ist ihnen gesund. — Nach Heine habe ich mich hier erkundigt. Er ist jetzt in Genua. Heine soll ein schrecklicher Poltron seyn. Ein jüdischer Mäkler, den er in seinem Buche bezeichnet, hat ihm auf der Straße Schläge gegeben, und gedroht ihn noch todt zu machen. Heine voll Angst flüchtete sich nach Lüneburg.

Hundertundachter Brief.

Hamburg, den 22. Oktober 1828.

Beklagen Sie sich nicht über meine kurzen Briefe. Guter Gott, wie Unrecht thäten Sie mir und sich, wenn Sie glaubten, meine Freundschaft wäre das Maas zu ihrer Größe. Ich habe nur nicht Zeit genug. Freilich hätte ich sie, wenn ich mit der Zeit ökonomischer umzugehen wüßte, das werde ich aber nie lernen. Vergangenen Sonntag habe ich bei Salomon Heine auf seinem Landhause gegessen. Was hat das eine herrliche Lage! Es liegt an der Elbe und alle Schiffe von und nach der See müssen am Garten vorbei. Ich habe mich ziemlich

amüsirt. Eine hübsche Familie. Der Doktor Halle, Schwiegersohn Heine's, ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, der mir ungemein gefällt. Ich saß bei Tische neben der alten Heine mit meiner linken tauben Seite. Ich fürchtete mich die Dame unterhalten zu müssen und dann nichts zu hören, als ich bald zu meinem Entzücken entdeckte, daß die gute Frau auf dem rechten Ohre taub ist, und sich darum genirte mit mir zu sprechen.

Seit einigen Tagen haben wir das herrlichste Wetter. Gestern bestieg ich den höchsten Thurm der Stadt (der Michaeliskirche) 575 Stufen. Die Aussicht über Land und Wasser ist herrlich. Obzwar das Wetter schön und es um Mittag war, verhinderte doch der Dunst, der sich auf die Stadt und Umgegend lagerte, die klare Aussicht. Darin ist Hamburg wie London, und das Brennen von Torf und Steinkohlen mag daran Schuld seyn. Einige Sommermonate hier zuzubringen, müßte interessant seyn. Die Gegend obzwar flach, hat doch etwas Ansprechendes. Sie ist

nicht kleinstädtisch. Hamburg ist doch lebhafter als es mir die ersten Tage erschien. Hätte ich nur Zeit, das großartige Handelswesen zu studieren. Davon hatte ich gar keine Vorstellung. Die Börse zu sehen, verlohnte der Mühe, eine Reise von hundert Meilen zu machen. — Es ist alles hier ächt republikanisch. Hutabziehen an öffentlichen Orten ist gar nicht gebräuchlich, und Polizei und Soldaten bekommen bei Gelegenheit Prügel. Die Nähe von Altona ist auch merkwürdig. Ich kam aus einer Straße in eine andere, fragte wie sie heiße und erfuhr, das wäre Altona, eine Stadt von dreißigtausend Einwohnern, die einem ganz andern Herrn gehört und mit Hamburg ganz zusammengebaut ist. — Erquickten thut mich mein Thee Morgens. Man wird auf englische Art servirt, bekommt einen Wasserkessel, den Thee selbst zu machen, und grünen und schwarzen Thee, mehr als zu vier Portionen. Grüßen Sie die Frau Kapellmeister herzlich von mir, und ihren Mann. Ich

bringe ihr Etwas mit, darüber soll sie mich nicht wenig lieb bekommen, wenn nur eine Ader von einer guten Hausfrau in ihr ist, so lieb, daß sie ihren Mann sitzen lassen und mit mir fortlaufen soll — oder ich müßte die Weiber nicht kennen.

Hundertundneunter Brief.

Hamburg, den 24. Oktober 1828.

Das gute Wetter, das wir seit einigen Tagen hatten, hat wieder aufgehört. Zum Glücke habe ich es benutzt, mich umzusehen. Ich habe vor einigen Tagen eine Spazierfahrt nach Blankenese gemacht, das vier Stunden von hier an der Elbe liegt. Dort besteigt man einen Hügel und hat eine himmlische Aussicht über die ganze Elbe auf- und abwärts, und die unübersehbar ist wie ein Meer. Ich war entzückt wie ein Kind, das von der Welt noch nichts gesehen. Die Hunderte von Schiffen mit vollen Segeln machten den Strom belebter, als bei uns die

Fahrwege es durch Wagen sind. Ich habe gelernt, daß nicht die Größe eines Anblicks, sondern das Neue desselben uns überrascht. Paris oder Frankfurt, das ist alles eins, nur die Größe, nicht die Art unterscheidet sie. Gestern bin ich bei herrlichem Wetter wieder im Hafen herumgefahren. Hier wurde aus einem Schiffe, das von Brasilien kam, Zucker ausgeladen, dort ein anderes war voll holländischer Käse, die gar nicht eingepackt, wie Kanonenkugeln im Schiffsraum liegen. Man sollte meinen, ganz Europa könnte in einem Jahre den Käse alle nicht essen. Dort nahm ein Schiff Butter ein nach London. Man sagte mir, das reiche nicht hin für den Bedarf eines Morgens. Ein anderes, das leer nach Amerika fuhr, nahm große Kähne voll Steine als Ballast mit. Die Matrosen singen immer bei der Arbeit. Da hört man holländische, französische, englische, deutsche Lieder. Plötzlich hören sie auf, sobald sie ihre Arme nicht mehr bewegen. Es ist als hätten sie ein Spieluhrwerk in

den Armen. Der alte Schiffer, der mich umherfuhr und der mit seiner kleinen Gondel den Hafen nicht mehr verläßt, war vierzehn Jahre auf der See und hat die ganze Welt gesehen. Wie nur ein gutgearteter Junge von vierzehn Jahren der an einem Hafen wohnt sich enthalten kann, der Schule zu entlaufen. Wenn Sie nicht wären, hätte ich alter Narr mich in das erste beste Schiff gesetzt, ohne zu fragen, wo es hinginge. Welch ein herrliches Leben auf der See! So außer dem Gedränge, außer dem Getöse, fern von Theaterberichten, ohne Polizei, ganz allein, ohne Staub, Doktor und Apotheker zu leben, und dann plötzlich ohne Uebergang, wie auf dem festen Lande, unter fremden Menschen, Thieren und Pflanzen zu seyn. Wenn Sie mitgingen, ich reiste gleich auf ein paar Jahre nach Nordamerika.

T a g e b u c h.

1828 — 29.

Geisenheim. Dienstag, den 12. August 1828

Ich hatte mir bei Mezger Maßmann in Rüdesheim die heiligen Legenden von Peter Martin von Cochem, der sich nennt „unwürdiger Capuziner,“ geliehen, und eilte dann zurück. Der Eselsjunge hinter mir trug das schwere Buch, und trieb den Esel stark an, um wieder zurück zu seyn, weil in Rüdesheim englische Reiter spielten. Komische Scene zum Malen!

Sonntag, den 17. August.

Heute Morgen auf dem Rochusberg. Fest des heiligen Rochus. Prozession von Bingen.

Welch ein Schauplatz für ein Volksfest! Einer
 schönern Freude, eines frohern Volks, eines bessern
 Landes werth. Der im Sonnenglanze strahlende
 Rhein, die Landschaft wie ein silbernes Band
 umgürtend, die Inseln wie grüne Blumen darin.
 Die Berge drüben. Oben das breite Weinland,
 links die alten Ritterburgen, und der Mäusethurm
 dastehend wie ein Verwunderungszeichen, solche
 neue Welt zu sehen. Oben tausende von Men-
 schen im Grünen und unter Zelten froh gelagert,
 aßen Bratwurst und tranken schlechten Wein. Sie
 waren, aber machten nicht froh. Bratpfannen
 überall. Man erhielt eine Bratwurst in ein
 Weinblatt gehüllt. Die Bauerngesichter wie
 dämisch, die Kleinbürger wie sauer und uner-
 quicklich. Binger Frauen zwischen zwei Alter
 sprachen zerrissenes und welches Französisch, das
 sie einst in schöneren Tagen voll und frisch von
 französischen Offizieren gelernt. Dann sahen sie
 den Rhein und die Zeit hinauf, die beide ferne
 im Glanze der Morgensonne blinkten, wurden

gedankenvoll und ihre Brust erhob sich merklich. Ihr guten Weiber von Bingen, Ihr dachtet wohl an Manches, aber daran gewiß nicht, daß ein Fremder neben euch stand, der eure Gedanken fühlte und über eure Gefühle nachdachte. Ich will es sagen was euch zum Ruhme gereicht und was eure Erinnerungen als schuldlos darstellt: daß eure Männer so denken wie Ihr fühlt. Wo ich noch am Rhein nachgefragt und so oft ich es gethan seit vielen Jahren — all überall erinnerte man sich mit Liebe der französischen Herrschaft. Ganz gewiß, ich bin ein guter Deutscher, und es entzückt mich, wenn ich sehe, daß an den Ufern des Rheins wieder deutsche Zöllner stehen, die nicht wie einst die französischen gethan, uns mit heuchlerischer Höflichkeit um die Schlüssel unserer Koffer bitten, sondern als gerade, schlichte, offene, biedere Deutsche ihre Pflichten üben und uns unsere lehren. Es bewegt mich freudig, daß der Vater Rhein in seinen alten Tagen still und ruhig und gemächlich auf dem Lande lebt, und

daß seinen Mittagsschlaf nichts stört, nicht das Knarren der Frachtwagen, nicht Pferdegetrab auf den Leinpfaden, nicht das Geschrei roher Schiffer; aber — die französische Regierung war liebenswürdig. Sie war streng in ihren Handlungen und mild in ihren Worten; sie befahl nicht wo Bitten genug waren, und sie belehrte ehe sie befahl. Sie ging mit den Bürgern wie mit Männern um, nicht wie mit Schulknaben, die man zwischen Katechismus und Ruthe setzt. Sie sprach in ihren Gesetzen die verständige freundliche Sprache des Lebens, nicht jene ungehobelten, holprigen Reden, über die das Auge hundertmal stolpert und fällt, ehe es den weit abwohnenden Sinn erreicht. Ihre Gesetze des Friedens traten still in der friedlichen Toga auf, sie donnerten nicht herbei in jenem rostfleckigen umpanzerten Kanzleistyle, der einst wohl gut war in roher Zeit trotziger Faustgewalt, jetzt aber so lächerlich ist gegen schreckhafte folgsame Bürger. Sie nannte jeden Bürger Herrn, bis drei Tage ehe

er gehenkt wurde; eine deutsche Regierung aber, wenn sie einen verdienten Mann loben und belohnen will, spricht: Er Schlingel hat seine Schuldigkeit gethan — da hat er ein Trinkgeld! Französische Beamte waren freundlich und gesellig, und wenn sie zu Tische kamen, erschienen sie nicht mit Aftienstaube auf den Ärmeln, und thaten nicht so geheimnißvoll, und sprachen nicht so leise und lächelten so selig süß, als lägen sie im Wochenbette von einer jungen Welt entbunden. Ein französischer General, der in fünfzig Schlachten gefochten, kletterte nicht die Leiter des Hochmuths hinauf, und sah von der höchsten Sprosse der Exzellenz auf die Köpfe seiner Mitbürger herab, sondern er blieb unten wo das Volk stand und blieb bescheiden. Er trat nicht als ein Jupiter furchtgebietend auf, und donnerte in Stiefelsporen zwischen leichtfüßigen Tänzerinnen. Französische Offiziere waren freilich nicht von Adel; aber dafür durften sie auch unverhöhnt bürgerlichen schönen Frauen den Hof machen. Deutsche aber

— ich sehe es jedes Jahr im Bade, und erst spät glaubte ich den Betheuerungen meiner Augen — Deutsche aber umwedeln wie Kammerherrn nur Edeldamen, und huldigen nicht rosenfarbener Schönheit, sondern gelben Pergamenten. Gott! Ich, der doch so wenig bin und nur eine schwache Feder führe, ich bin doch stolz genug, daß ich mich mehr dünke als ein Graf, der nicht mehr ist als das, und daß ich den Adel nicht höher schätze als ein Biscuit; wäre ich aber mehr und führte ein Schwert — wahrlich ich hätte einen höhern Stolz als den des Adels. Aber ich sage das Alle um es endlich ihnen zu sagen: sei eine Regierung noch so gerecht, noch so mild, ja selbst freisinnig in ihren Handlungen, ist sie es nicht auch in ihren Worten, ist sie nicht liebenswürdig, wird man sie niemals lieben, und Lasten mit Freundlichkeit aufgelegt, würde man freundlicher tragen als Wohlthaten empfangen, die man Menschen verächtlich wie Hunden vorwirft.

Die Prozession artig genug. Ein recht heidnischer Zug, wie man ihn aus alten Basreliefs kennt. Nur waren es Helden des Leidens, und Götter der Ohnmacht und Geduld. Weiß gekleidete Mädchen, Blumenkränze in den Haaren, Lilienstengel und Kerzen in der Hand. Aber die Blumen künstlich. Ein Trupp Knaben als Pilgrime gekleidet, Muschelhüte, Kreuz, Kürbisflasche, Wanderstab. Artig, wie auch die Mädchen, aber während des Gottesdienstes aßen jene und diese Bratwurst mit sehr ernsthafter Miene. Ein Mädchen in der rechten Hand einen Lilienstengel, in der linken eine Bratwurst haltend! Die Schiffelein unten, klein wie Enten! Das Dampfschiff. — In Bingen Mittag gegessen. Viele Mainzer. Saß zwischen kleinbürgerlichen Frauenzimmern. Ihre Gespräche, Mienen, Scherze, wie herbe und unadelig. Wenn wir Bürgerliche von feinerer Art, eben so tief unter dem feineren Adel stünden, als jene Kleinbürger unter uns stehen, dann hätte der Adel recht sich abzu-

sondern. In Bingen ein österreichischer Unteroffizier von der Artillerie, mit einigen Mainzer Bürgerweibern, diesen den Hof machend. Er steif wie die österreichische Regierung. Den patriotischen Haselstock an der Seite neben dem Degen. Stock und Degen! Welch ein wunderlicher ganz unerklärbarer Hut! Die Geometrie wird bereichert durch dessen Formen. Ich knüpfte ein kurzes Gespräch mit ihm an, und sagte: Fuchtel und Degen, das paßt doch nicht schön zusammen. Auf diese Worte machte er ein gar erhabenes Gesicht, schlug mit der Hand auf Band und Griff und sprach . . . Ich schwieg ganz still und ging seiner Freundschaft aus dem Wege. — Herr! sprach er (das Herr müßte mit hundert r geschrieben werden, um es akustisch darzustellen, wie er es gesprochen.) Ich trage den Stock meines allergnädigsten Kaisers . . . Ich machte ihm einige ästhetische Einwürfe gegen die Harmonie eines Stockes und eines Schwertes . . . Ich hielt ihm eine kleine Vorlesung über die Vortheile

einer constitutionellen Verfassung, und fragte ihn, ob er nicht zu einer Geldsammlung für die Griechen beitragen wollte. Ich glaube es war mein Glück, daß er mich nicht verstand. Stoch für den Freund, Degen für den Feind.

Den 18. August.

Unter den mehreren Unglückszeichen, die dem Brutus die unglückliche Schlacht bei Philippi verkündigten, war auch das, daß ein Kriegsoberster an einem Arme Rosenöl schwißte, und daß man ihn fruchtlos rieb und abtrocknete, er schwißte immer fort. Es ist doch etwas sehr Unerklärliches mit dem Aberglauben der alten Völker! Die christliche Religion, selbst in der dunkelsten barbarischsten Zeit, ließ solche Ausschweifung doch nie aufkommen. Auch hing christlicher Aberglaube mehr mit der Religion zusammen, und nur die roheren Volksklassen waren damit behaftet. Bei den Römern waren Feldherrn, Staatsmänner, Philosophen davon nicht frei. Man möchte anfänglich glauben, ihre Staats-

männer hätten sich nur des Aberglaubens zur Regierung des Volks bedient, aber bald sieht man, daß sie selbst davon beherrscht wurden. Der verständige, klare, philosophische Plutarch erzählt gläubig die lächerlichsten Wunder mit der größten Ruhe und Ernsthaftigkeit, wie auch obiges (im Brutus). Bei dieser Geschichte mit dem parfümirten Arme eines Capitäns sagt Plutarch: „man versichert, daß das Gespenst welches Brutus schon früher gesehen, ihm in der Nacht vor der Schlacht wieder erschienen sei; aber Publius Voluminus, ein in der Philosophie sehr bewandter Mann, und der seit dem Anfange des Kriegs Brutus stets begleitet hatte, spricht gar nicht von diesem Wunder; er erzählt blos.“ und jetzt die Wundergeschichten, worunter auch die vom Rosenöl.

Die Tyrannei unter den römischen Kaisern, wie überhaupt in der alten Zeit und die im Orient war stehnischer Natur, die neuere europäische

ist asthenischer. Nur die Kraft nicht der Wille zum Bösen hat sich vermindert. Die Tyrannei ist alterschwach geworden.

Den 26. August.

Heute Plutarch geendigt. — Den Livius angefangen.

In diesem Monate fanden wieder große Unruhen in Heidelberg statt. Die Studenten sind ausgezogen, und man hat ihnen den Professor Thiebault nachgeschickt, sie zu besänftigen und zurückzuführen. Die Aufnahme ins neue Museum, welches Professoren und Bürger für 70,000 Gulden, wie sie mit Selbstbewunderung erzählen, kürzlich erbaut, soll die Unzufriedenheit der Studenten aufgeregt haben. Die Zeitungsberichte sind widersprechend, und die heimlichen Berichterstatter wälzen wechselseitig die Schuld Einer auf den Andern. Ob sie es nicht vermocht haben die zwölf Tafeln ihrer Museumsgesetze — im schönen Deutschland kömmt alles juristisch reif zur Welt, Geburten an der Nabelschnur wird schon bestimmt, wie sie

einst Polizei=mäßig sterben sollen, die Wiegen werden vor der Hochzeit gemacht und die Fach=Schränke sind viel früher fertig, als die Dinge die hinein kommen sollen, so daß auch gewiß die gedruckten Statuten des Museums früher trocken waren als seine Wände — mit den billigen Forderungen der akademischen Jünglinge, oder ob diese nicht vermochten ihr Freiheitsgefühl mit einer billigen Ordnung in Einklang zu bringen, das weiß ich nicht. Sie sagen in ihren Berichten, der Vorfall werde ihrer Universität zum Besten gereichen, denn die Unruhen wären wieder von der allgemeinen Burschenschaft ausgegangen, die noch immer im Dunkeln hause, und man werde sie bei dieser Gelegenheit von Grunde ausrotten. Von der allgemeinen Burschenschaft — sagten sie. Diese Allgemeinheit ist es, die sie fürchten und beseinden. Sie sehen hierin eine schauderhafte Gefahr, daß die Studenten=rotten sich vereinigen, und so endlich die alten Universitätsburgen, die man von außen nicht

zerstören will, von der Besatzung selbst niedergebroschen werden möchten. Sie geben gar zu willig dem Geiste eine feste Burg, daß sie ihn, so oft es ihre Herrschsucht begehrt, belagern können. Welch eine Schmach Deutschlands sind diese gelehrten Zünfte! Der Geist, der König der Natur, wird wie ein wildes Thier eingesperrt und so lange erzogen und geprügelt, bis er zahm wird wie ein Schäfchen; dann gibt man ihn frei. Man duldet gern die Raufereien und Zweikämpfe der Studenten, und man würde die Universitätsrichter mit Ungnade und Absetzung bestrafen, die die Gesetze in Anwendung zu bringen und die Zweikämpfe streng zu bestrafen sich gelüsten ließen. Die rothen, grünen, blauen Pfeifentroddekn der Studenten, meinen die hochweisen Staatskünstler, verbürgen die Ruhe des Landes. Man will alle Seelenkraft der jungen Leute solle vergeudet werden in Ausbrüchen roher Lust, alles Freiheitsgefühl solle abgestumpft werden in Mißhandlung friedlicher Bürger, jedes angeborne Gefühl der

Widerstreben gegen Ungerechtigkeit solle sich abmatten in Widersehung gegen Recht, Ordnung und Sittlichkeit während einiger Jahre — damit sie alle, welche der Entnervung der Bücherweisheit widerstanden und nicht hypochondrisch geworden, des rohen Unfugs müde, recht matt und schwach in die bürgerliche Gesellschaft treten, und als geduldige Esel die Mehlsäcke des Staates tragen, oder die Räder der Regierung treiben; die schmiegsamen abligen Hofmeister, die Turteltauben-Candidaten, die fromm um jeden Constitorialrath gurren, die kammerherrlichen Referendaire und Actuare, die Coriolans-Affen, die ihre Verwaltungsgehörigen mit Troß und Strenge beherrschen — das waren einst alle wilde Burschen, die ihren Philister betrogen und verhöhnt, die Nasen und Ohren genug abgehauen, die Schmarren im Gesichte zeigen, die geheimnißvolle Pfeifentroddelein getragen, die, um dem akademischen Senate zu trogen, einst wie das römische Volk ausgezogen, die wohl auch ihren Mann

erstoehen, und von Schillers Räubern begeistert in die Wälder gezogen sind, und den Landleuten ihr Brod und ihren Speck abgedroht haben. In München und Berlin sind in unseren Tagen neue Universitäten gestiftet worden, und man hat ihnen ganz die alte Zunftverfassung gegeben. Warum den Universitäten eine eigene Gerichtsbarkeit? Liegt denn etwas in der Wissenschaft, das die Jünglinge welche sie pflegen zu größeren Ausschweifungen und leichter dazu antreibt, als junge Leute anderer Beschäftigungen, und die darum größere Nachsicht verdienen und eine eigene gelinde Gesetzgebung bedürfen? Der Uebermuth der Studenten, das Ansehen, das Einzelne derselben über die Masse durch ausgezeichnete Rohheit erlangen, die Unanständigkeit ihrer Freuden, die Gemeinheit ihres jugendlichen Muthwillens, der Stolz und die Verachtung, mit welcher sie auf den Bürgerstand herabsehen, ist denn das Alle dem Gedeihen der Studien so förderlich, daß man aus Sorge und Liebe für diese, es den

jungen Leuten nachsieht? Oder will man vielleicht, daß sie durch Rohheit vom Bürgerstande geschieden bleiben, damit die Wissenschaft ja nicht in das Leben übergehe, daß ja nicht die so edle, so leicht entzündende Begeisterung gutgearteter Jünglinge die dürren Philister ergreife? Oder will man vielleicht, daß sie den Bürgerstand mit Verachtung behandeln, damit sie sich darin üben, weil sie einst als Männer ihn beamten sollen? Oder will man vielleicht, daß Akademiker bürgerlicher Abkunft sich jeder feinen Zucht, sich guter Sitte und gefälligen Betragens entwöhnen, damit sie hinter adligen Studenten, die Hofmeister und freundliche Aufnahme in den Familien der Professoren vor dem höhern Grad der Rohheit bewahren, frühzeitig zurückbleiben, daß sie ihrer Ungezogenheit sich bewußt, einst recht bäuerisch oder spießbürgerlich blöde und demüthig vor ihnen stehen, und ohne Muth zur Mitbewerbung ihnen Vorrang und Sieg überlassen? Menschen, bestimmt auf die Gemeinde durch das Wort, sei

es gesprochen oder geschrieben, zu wirken, verlernen das Wort, entwöhnen sich jeder gefälligen Sitte, durch welche man das Gute schön macht, und ihm Eingang verschafft, und kömmt dann die Zeit, daß sie lehren, daß sie überreden sollen, verstummen sie und üben Trotz und Gewalt, die einzige Waffe, in welcher sie sich geübt. Das Pulver männlicher Kraft, womit sie einst Zwingburgen, altes Gemäuer, weghemmende Felsen sprengen sollen, haben sie verpufft in nichtswürdigen kindischen Feuerwerken, und kommt dann die Zeit des Handelns und der edeln Widerstrebung, stehen sie wie die Schulbuben und entwaffnet da, gehen jedem Hindernisse aus dem Wege, und Rom und Griechenland im Kopfe haben sie die Feigheit eines Pastors Schmelze im Herzen, und aus Furcht zu fürchten bleiben sie so fern von jeder Gefahr, daß sie es nicht einmal bis zum Zittern bringen.

Den 28. August.

Gestern in einem Einspänner nach Wiesbaden gefahren. Es war ein Tag, an dem der Himmel die Erde besuchte, und alles war festlich heiter und alles glänzte. In den vier Jahreszeiten logirt. Abends (Mittwoch) eine Viertelstunde auf dem Balle gewesen. Junge Mädchen auf amphitheatralischen Bänken, wie Blumentöpfe. Auf einer Erhöhung saß und stand der Nassauer Beamtenadel — viel Knöpfe auf blauen Röcken. — Diesen Morgen um halb vier Uhr zu Fuße von Wiesbaden nach Mainz gegangen. Mondschein. Mein Schatten wurde immer blässer. Tagesanbruch. Hasen über den Weg. Bauern. Karren. Marktweiber. Das Erstemal daß ich so früh am Morgen zu Fuße über Feld gegangen. Ich hatte den Tagesanbruch nur in beweglichen Panoramen gesehen. Zweifel ob Tag oder Nacht. Unweit Cassel, Sonnenaufgang. Wie oft mochte die Sonne, wenn sie Abends über eine nichtswürdige Menschheit zürnend untergegangen, ge-

schworen haben nicht mehr aufzugehen; aber die gute verfühnlische Göttin hatte am Morgen alles vergessen und sie kam wieder. (Es gibt nächtliche Zeitalter, düster dunkle, mildere freundlichere mit Mondeslicht, und Tageshelle). Um sechs Uhr in das Dampfschiff getreten nach Bingen zu fahren. Angenehmes Gewühl. Neugierde mit Aengstlichkeit gemischt. Wagen auf dem Berdeck, darin stand eine Engländerin, mit fliegendem Schleier, der wie eine Flagge aussah. Soviel englisch und französisch als deutsch gesprochen. In Bingen stieg ich aus. Der Schiffer, der mich nach Rudesheim überfuhr, verwünschte in seinem eignen Namen und dem aller seiner Gewerbsgenossen die Dampfschiffe, die sie arm mache. Er hatte den schönen Wunsch: möchte doch das Dampfschiff untergehen, wenn recht viel Leute darauf sind! Er sagte: er wäre einmal auf dem Dampfschiffe gefahren, damals als Mademoiselle Sonntag darauf gewesen. Ich hoffe im nächst erscheinenden Handbuche der

deutschen Geschichte wird man die neueste Zeit als das Zeitalter der Demoiselle Sonntag bezeichnen. Im Dampfschiffe liegt ein Buch, mit der Einladung an die Reisenden, ihre Klagen die sie etwa gegen das Schiffsvolk und den Dienst haben möchten, hineinzuschreiben. Im vorigen Sommer las ich darin die Beschwerde eines Engländers in englischer Sprache, die von mehreren deutschen Reisenden unterzeichnet war. Die Klage war: daß sie durch die Ungeschicklichkeit oder Unvorsichtigkeit des Steuermanns am Binger Loch auf einen Felsen gestoßen, so daß das Schiff einen Leck bekommen, und in Gefahr kam. Der Vorfall ist bekannt, das Schiff konnte nur Gaub erreichen, und die Reisenden mußten zu Lande weiter gebracht werden. Ich mußte damals schon lachen, daß unter allen Reisenden nur ein Engländer sich ermuthigt, seine Klage in das bestimmte Buch zu schreiben, obzwar der amphibische Britte gewiß weniger erschrocken war als die Deutschen, und daß diese hinten nach mit

ihrer bekräftenden Unterschrift gekommen. Dieses Jahr lachte ich noch mehr, als ich das Buch in die Hand nahm und fand, daß das freimüthige englische Blatt herausgerissen war. Das Buch war weiß wie die Unschuld. Die Deutschen sind zarte indische empfindliche Treibhauspflanzen. Sie können die öffentliche Luft nicht vertragen. — In Wiesbaden fragte ich einige Menschen auf der Straße, wo Hofrath Weizel wohne? Sie wußten es nicht. Wäre es Demoiselle Sonntag gewesen! Weizel erzählte: Görres historische Vorlesungen in München, die anfänglich sehr besucht gewesen, wären später ganz leer geworden. In der ersten Vorlesung habe er von der waltenden Vorsehung gesprochen, die ihn nach München geführt. Die sechste Vorlesung habe mit Abels Tod geendigt. — Weizel gab mir ein romantisches Gedicht Zoraide (1825 bei Wilmanns in Frankfurt) von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Ein junges schönes Frauenzimmer, die bei ihrem Onkel, dem Herrn

v. Zwierlein in Geisenheim wohnt. Schön genug für eine schöne Stiftsdame!

Rüdesheim, Sonntag den 31. August.

Zu Rüdesheim mußten wir, Männer und Weiber, unsere Pässe vorzeigen, und darauf bekamen wir eine vierwöchentliche Erlaubniß hier zu verweilen, die auf einem Stempelbogen, der 40 Kreuzer kostet, ausgefertigt ist. Wer länger als vier Wochen hier bleibt, muß dazu die Erlaubniß der Regierung in Wiesbaden erlangen. Wir lernten bei dieser Gelegenheit die Hierarchie der Rüdesheimer Gewalten kennen: Polizeidiener, Schultheiß, Stadtdirektor, Oberamt. Daß diese strengen Polizeimaßregeln mit dem türkischen Kriege zusammenhängen, ist nicht zu vermuthen. Schumla ist weit von Rüdesheim und türkische Spione die hier kundschafsten wollten, würden sich durch Nicht-Weintrinken leicht verrathen. Aber die Einrichtung hat sonst ihr Schönes und Gutes. In dieser paradiesischen Gegend verliert man sich zu leicht in lustige Schwärmerei, und es ist heilsam,

daß man dann daran erinnert werde, daß Gott nicht allein in der Welt ist, sondern daß es noch eine Polizei, Pässe, Stadtdirektoren, Schultheiße, Justizräthe und Stempelbogen gibt. So eine gestempelte Begeisterung hat dann etwas Nahrhaftes — das ist Brocken in der Brühe und man gedeiht dabei.

Den 1. September.

Gestern fuhren J. und ich mit dem Dampfschiff von Bingen nach St. Goar, aßen dort zu Mittag und fuhren in einem Wagen zurück. Es ist wunderbar zu sehen wenn die Reisenden, besonders die Engländer, über das unaufhörliche Betrachten und Durchblättern der Karten, Kupferstiche und Panoramen vom Rhein die Landschaft selbst übersehen. Bei der Schnelligkeit der Dampfschiffe, verliert man die Orte und Punkte aus dem Gesichte, ehe man aus dem Buche ersehen, wie sie heißen, wie es einem Engländer mit Bascharach erging, der, bis er den Namen des Orts im Buche gefunden, ihn schon hinter sich

hatte, und den nachliegenden Ort für Bacharach hielt. Es ist, als verstünden sie das Original, die Natur nicht, und müßten sich darum der Uebersetzungen bedienen. Als ich auf dem Schiffe in einer Zeitung las, welchen herrlichen Fortgang die Geldsammlung zum Denkmal für den heiligen Bonifacius macht, hatte ich Gedanken zur Errichtung eines deutschen National-Denkmal's für die unsterbliche Sonntag, doch halte ich noch mit dem Plane zurück, so wie auch mit meinem Programme der Feierlichkeiten für die Rückkehr der Sonntag.

Wo es Regierungen leicht haben, haben es die Regierten schwer.

Den 3. September.

Das Stubenmädchen fragt mich jeden Morgen, ob sie die Montur (so nennt sie meine Kleidungsstücke) zum Saubermachen mit sich nehmen solle.

Den 6. September.

Ich ging nach Bingen, um ein kleines Päckchen Bücher, das auf der Post für mich gekommen (Müllners dramatische Werke, die der Verleger Bieweg mir geschickt), zu holen. Man konnte es mir noch nicht ausliefern, es mußte erst auf die Mauth, wo Transitogebühren zu entrichten. Das 2½ Pfund schwere Päckchen ward in Mainz mit zwei Siegeln des Postgerichts und einem langen Zettel begleitet. Was hatte ich zu laufen, und mußte doch ohne Paket wieder nach Rudesheim! Als ich überfahren wollte, war kein Schiffer da, obzwar Rähne genug, und ich mußte trotz meines Lärmens und Scheltens eine halbe Stunde warten und wurde wegen meines Tobens noch ausgelacht. Nämlich in Bingen ist das Recht über den Rhein zu fahren an einige wenige Schiffer von der Regierung verpachtet. Da diese nun das Privilegium haben und keine Concurrrenz, so leben sie ganz nach ihrer Bequemlichkeit, hausen in den Weinschenken und fahren

nicht eher, bis sie mit Trinken fertig sind. In Rudesheim, wo jeder Schiffer überfahren darf, braucht man keinen Augenblick zu warten. Ach, welch ein Vergnügen in civilisirten Staaten zu leben! Welcher schöne deutsche Bund! Wenn drüben die Türkei wäre, könnten beide Ufer nicht feind-nachbarlicher getrennt seyn, als Nassau und Darmstadt! Wenn man von Rudesheim nach Bingen fährt, oder umgekehrt, darf man mit dem Schiffer mit dem man hinüber gefahren, nicht zurück, sondern wird in einen andern Kahn geladen. Kein Rudesheimer Schiffer darf vom linken Rheinufer, kein Binger vom rechten Rheinufer einen Reisenden hinübersetzen. Der deutsche Bund ist nur in Frankfurt um vier Uhr Nachmittags wahrzunehmen, zur Stunde, wenn die Bundestagsgesandten abwechselnd bei einander zu Gaste essen. Wo und wann sonst, das wüßte ich wahrhaftig nicht.

Wilbel, den 10. September.

Heute Morgen Rüdesheim verlassen, gegen den Norden ziehend. Kreuzifixe in Weinsfeldern auf Weinbergen: der Arzt beim Schmause. Ein Mann ging immer hinter dem Wagen, mit ihm gleichen Schritt haltend, eine eigne psychische Mechanik, schneller fortzukommen. In Bieberich die schöne Gondel des Herzogs von Nassau. Früher von uns bewundert, wie erschien uns jetzt das Schiff so kleinbürgerlich gegen das fürstlich stolze Dampfschiff! Der goldne Neptun am Steuer-Ende wie schwerfällig und hölzern! Das ist die schöne Folge siegreichen Kunstfleißes, daß er die Macht der Vornehmen den Geringen, und die Genüsse der Reichen den Armen zuführt. Aus der fortschreitenden Vervollkommnung der Maschinen, was wird nicht alle noch hervorgehen! Was wird es nicht für Folgen haben, wie die vielen Millionen gemeinen, gedankenlosen Handthierungen entzogenen Menschen einer größeren geistigen Bildung durch gewonnene Zeit zugewendet werden! Ohne Pöbel

kein Adel! Der Dampf ist der ächte Robespierre, der wahre Gleichheitsmacher. — Um acht Uhr Bilbel erreicht. Eingekehrt im Stern. Visitation der Mauth, wegen Transitogebühr. Diese Darmstädter Mauth=Neophyten sind noch streng und heiß. In der Zeitung las ich heute: „Die Wohlgeborenen Herren Bierbrauer in Frankfurt werden benachrichtigt“ (wegen Hopfenverkauf). — In Heidelberg haben sie mehrere Studenten, als Vorsteher der grausen Burschenschaft, auf Festungen eingesperrt. Deutschland ist das Land der Parodien, in den Kämpfen für als gegen die Freiheit. Il faut tout lier juges et plaideurs. Die Herrschaft wie die Freiheit wird durch Körperschaften erhalten und vertheidigt, aber nie erworben. Begründet wird jene und diese nur durch Einzelstehende. Die Freiheit des römischen Bürgerstandes begründete der Tribun. Der Senat bildete, seine eigne Herrschaft zu sichern, eine Körperschaft von Volkstribunen, und schwächte dadurch die Volksgewalt. Das

dumme Volk verstand das nicht und freute sich jener Vermehrung.

Gießen. Donnerstag, den 11. September.

Abends hier angekommen. Von Bilbel muß ich nachträglich als statistisches bemerken, daß die Stückchen Zucker im Stern auffallend klein sind, nicht größer als Erbsen. — Hinter Frankfurt verschwinden Berge, Neben und Engländer. — Die Engländer mit ihren ernsthaften Gesichtern (das Vergnügen ist ihnen Geschäft) die wie Bienen jede schöne Blume aussaugen. Wirthshäuser werden schlechter und die Wirthe bekommen Prellgesichter. Unser Kutscher aus Rüdeshheim, ein gutes, frohes, weinländisches Herz, machte sich hinter Bilbel sehr lustig über das kleinbürgerliche Land, lustig wie ein Edelmann unter Bürgern. Er spottet der Pfälzer Weine, die man in Bingen den Schoppen zu 2 Kreuzer trinke und hier für Rheinwein ausgabe. Verfloffenen Sonntag habe er in Rüdeshheim achtzehn Schoppen getrunken, den Schoppen zu 4 Kreuzer.

Im Dorfe Pohlgenß sagte er: Der Schultheiß hier könne ihm seine Tochter geben, er nehme sie nicht. — In Friedberg aßen wir zu Mittag. Das dort in der Darmstädter Zeitung eine Pfarrstelle für zwei Ortschaften sei ledig, mit einem Einkommen von 581 fl. 49 kr. — In Gießen Professor Adrian besucht — man hat hier neu-lich auch 24 Studenten wegen Landsmannschaften relegirt.

Halsdorf. Freitag, den 12. September.

„Schlecht und theuer wie das Unglück!“ — antwortete der Kutscher von Radesheim, da wir ihn fragten, wie ihm in Gießen der Wein geschmeckt. — An der Grenze des Darmstädtischen nach Cassel zu, wird ein stattliches Zollhaus gebaut, das Kellergewölbe ist auf eine säkularische Dauerhaftigkeit berechnet, so wenig glaubt man an Gott und so viel an den Teufel Deutschlands, an die ewige Zersplitterung Deutschlands. An der hessischen Grenze wurden unsere Koffer plombirt. — In Marburg die Kirche gesehen.

Cassel. Samstag, den 13. September.

Gestern im Gasthose in Halsdorf Etwas gefunden, was früher noch nie in irgend einem deutschen Gasthose: eine brauchbare Schreibfeder. — Aufsatz: „Poststunden, oder: unangenehme aber nützliche Betrachtungen über den Krämergeist der Regierungen.“ Poststunden kleiner als die gewöhnlichen. Aufenthalt und lästige Abgaben der Postscheine, die die Miethkutschen zu lösen haben. Warum gebührt den Posten ein Privilegium? Der Staat will die Leute zwingen, Extrapost oder mit den Eilwagen zu reisen; er sollte aber billig auf diejenigen Klassen von Reisenden bedacht seyn, welche ökonomische oder andere Verhältnisse nöthigen, sich der Miethkutschen zu bedienen. Wenigstens sollte man das Postlösgeld für die ganze Route auf einmal einnehmen, wie es jetzt auch mit dem Chausseegeld geschieht. — Abends in Cassel angekommen, konnten wir in den bekannten Gasthöfen kein Unterkommen finden, wahrscheinlich hat der gegen-

wärtig hier befindliche Mauthcongrèß alles in Besitz genommen. Schlechte Aussichten für Reisende auf die nächsten zehn Jahre. Jede deutsche Commission hat mit dem Trojanischen Kriege in ihrer Dauer häufiger eine Unähnlichkeit, als Aehnlichkeit, die Commission dauert länger. — Wir kehrten im Helm ein; ein gutes Wirthshaus, aber die Lage ist schlecht, in enger Gasse. —

Minden. Sonntag, den 14. September.

Nachmittag von Cassel nach Minden abgereist. Der Weg führt durch eine bezaubernd schöne Gegend, von einer Waldhöhe herab, an die Fulda, wo Minden anmuthig liegt. — Am Thore von Cassel, bei dem Eintritt in und dem Austritt aus der Stadt, fragte mich der Korporal, nachdem ich meinen Namen und Doktorstand angegeben, ob ich in Diensten, und in welchen Diensten stünde? — S***'s Mauth-Mengste: er ging gern Numero Sicher. Er fürchtete sich nämlich in Cassel das Plombierzeichen abzureißen. Ich

sagte ihm, es gäbe nichts Unsichereres als Numero Sicher.

Wenn man körperlich stark ist, fallen Seelenleiden schwerer zu tragen; ein schwacher Körper dagegen saugt wie ein Schwamm einen großen Theil der Schmerzen ein.

Gimbeck. Montag, den 15. September.

Der Freund müßte noch geschaffen werden, der mir nicht lästig wäre, wenn er mein Stubenkamerad wäre. Ein Zimmer ist nur ein weiteres Oberkleid, es mit Jemand zu theilen ist mir gerade, als wollte ich noch einen fremden Arm in den Ärmel meines Rockes kriechen lassen. Schon in meinen frühesten Knabenzahren war es mein sehnlichster Wunsch und meine Schwärmerei, ein eigenes Zimmer zu haben. — Wie die Jugend eine Krankheit ist, so ist Kränklichkeit in reifen Jahren eine Art künstliche Jugend und Ersatz derselben. (Gährung) — Mein Manuscriptenkasten,

auf dem Rückfize des Wagens gebunden, oben mit Wachstuch überzogen, daß keine Wässerigkeit hinein-
komme, damit zu meinem Verleger reisend . . .
(eine Scene sich darüber lustig zu machen).

Hannover. Dienstag, den 16. September.

Vormittags trafen wir hinter Gimbeck eine Kutsche mit blühenden zufriedenen Gesichtern an, die unser Casseler Kutscher höflich und freundlich grüßte. Er sagte uns, das wären die in Cassel wohnenden Spieler, die aus dem Bade Kenn-
dorf zurückkehrten. Spieler und Störche. Es ist bemerkenswerth, was ich bemerkte, daß ein hoher Adel, der in Bädern mit dem ver-
ehrungswürdigen Publikum selten ein freund-
liches Wort spricht, mit Spielern (auch oft mit Juden) auf das brüderlichste umgeheth. Mit Juden, das begreife ich — es ist ein altes ahnen-
reiches Volk; aber warum mit Spielern? — Im Hannövrischen fand ich die numerirten Chaussee-
Steine mit Aestern und andern Blumen ganz artig umpflanzt, auch oft die Bäume; c'est pour

égayer la matière. Das Reisen nach Norden ist doch gar zu betrübt! Es ist als hörte mit dem Süden die Jugend auf.

Mittwoch, den 17. September.

Es hat Jemand ein Buch geschrieben, worin er behauptet, das Innere der Erde sei von Menschen bewohnt und der Eingang sei am Nordpol. Muß das Werk lesen. Drohende Gefahr, das Gleichgewicht Europa's zu stören. Wer weiß, ob nicht die seit mehreren Jahren wiederholt veranlaßten Expeditionen Englands nach dem Nordpole, die Entdeckung und Besiznahme der Unterwelt zum Zweck hatten. Die Engländer sind Schelme wie bekannt, ob sie zwar mit guten, einfachen Menschen (Oesterreich) auf vertrautem Fuße leben. Da Gott nur höchstens ein halb Duzend Menschen geschaffen, die fähig sind Land und Leute zu regieren, wie will man diesen geplagten Auserwählten auch noch eine neue Welt zu beherrschen aufbürden? Sollte man nicht

alle Bürgerliche in die Unterwelt schicken und einem hohen Adel die Oberwelt überlassen?

Beim Einfahren gestern in Hannover fragte mich ein Rothrock, nicht wie in Cassel: in welchen Diensten? sondern nur nach meinem Charakter. — Auf der fahrenden Post hatte ich einen Wortwechsel mit dem General-Postdirektor. Er ist ein General-Post-Grobian, und wie ich später hörte von Hannoveranern auch dafür bekannt. Die Postbeamten dort sollen alle grob seyn. Ich hatte mich auf der Dilgence nach Braunschweig einschreiben lassen, und hatte meinen Koffer, auf welchen ich mit Mühe meine Adresse mit sieben Siegeln sehr schön befestigt, hingebracht. Der General-Postdirektor, ehe er zu Verbal-Grobheiten überging, fing mit Realgrobheiten an, und riß mit seinem Zeigefinger auf eine sehr verächtliche Weise die Adresse ab, und nannte meinen ehrlichen Namen und wohlervorbenen Doctortitel einen Wisch; der Wisch hält nicht, sagte er. Ich. Aber ich bin ja dabei. Er.

Sitzen Sie denn darauf? Ich. Aber was liegt daran, wenn ich mich dabei beruhige? Wenn der Koffer abhanden kommt, zahlt mir die Post doch nur zehn Thaler Entschädigung. Ich entsage aller Bürgschaft und Entschädigung der Post. Er bestand aber darauf, die Adresse müßte auf Leinwand haltbar geschrieben seyn. Woher Leinwand nehmen? Ein Postbedienter übernahm es den Koffer gegen ein Trinkgeld gehörig zu signiren. Ich hätte gern dem Postdirektor eine catilinarische Rede gehalten, aber ich fürchtete mich vor dem Rothrock, der im Posthose mit der Flinte auf und ab ging, und dem ein kleiner Zeitvertreib gewiß willkommen gewesen wäre. Die Habeas corpus-Akte gilt nicht in Hannover. Ich hätte dem Direktor gern gesagt: „Eine Post ist keine Obrigkeit, sondern ein Gewerbe, eine Handlung die am Publikum reich wird, und gegen Jeden, der ihr Geld zu verdienen gibt, eben so artig seyn muß, als es ein Kaufmann gegen seine Kunden ist. Wenn wir

uns Mäße auf der Diligence nehmen, tragen wir die Kosten Ihres Gehalts. Bedenken Sie das, Herr Direktor, und seyen Sie künftig höflich!" ... Es ist doch sonderbar, daß alle schreibende Geschäftsleute sich ein Ansehen von Wichtigkeit geben. Das Schreiben muß eine Art Cultus seyn, das die Menschen hochmüthig macht, wie es die Verrichtungen des Gottesdienstes bei den Priestern immer gethan. Kömmt man zu einem Kaufmann in den Laden, ist er artig, kömmt man aber zu einem Bankier aufs Comptoir und holt Geld auf Creditbriefe, woran er doch auch verdient, ist er einsylbig und stolz. Die Feder ist eine Art Scepter.

Monarchien, Aristokratien — Congestionen der Staatskörper. Ich werde seekrank, so oft ich in die Residenz eines kleinen Staates komme, und sehe was der kleine untersezte Staat für einen großen Kopf hat. Nichts als Hof, nichts als Soldaten und Regierung. Wo stecken die Unterthanen?

Braunschweig. Donnerstag, den 18. September.

Mit der Diligence diesen Morgen um sechs Uhr abgereist, heute Abend um halb sechs hier angekommen. Eingekehrt im Hôtel d'Angleterre. Man wies mir ein Hinterstübchen im zweiten Stocke an, das mit Steinen gepflastert war. Auf meinen bezeigten Widerwillen behauptete man, es sey alles besetzt. Ob wahr oder nicht — will ich nicht entscheiden. Ich kam mit dem Postwagen. Die deutschen Wirthe wissen noch nicht recht, wie sie reisende Gelehrte behandeln sollen. Es wäre schön, wenn ein Leser dieses sie belehrte, daß reisende Gelehrte gar nicht sparsam sind, daß es ihnen auch nicht an Geld fehle, weil sie Reisebilder schreiben . . . Als ich etwas barsch und bestimmt erklärte, ich würde in einen andern Gasthof ziehen, ward der Kellner höflicher und schwankender in seiner Behauptung und gestand endlich, es sey noch ein kleiner Saal da. Er dehnte den kleinen Saal bis zu seiner architektonischen Länge aus, und sah mich prüfend

dabei an, ob ich erschrecken würde vor der Gefahr der Kostspieligkeit. Ich erklärte, ich wollte den kleinen Saal haben, worauf der Kellner, nachdem er das bisherige Talglicht mit der größten Ruhe und Sichtbarkeit mit einem Wachslichte vertauschte, mich in den kleinen Saal führte. Das vornehme Ansehen, das ich mir im Wirthshause gab, hatte gar keine Uebertheuerung, sondern nur die angenehme Folge, daß auf meine Rechnung Hochwohlgeboren gestellt wurde. — Beim Einfahren in Braunschweig las ich an der Straßenecke den Komödienzettel des vorigen Tages: Die Theilung der Erde oder demagogische Umtriebe. Erschrocken wendete ich mich weg. In meiner guten freien Vaterstadt wird man gehenkt, wenn man demagogische Umtriebe nicht bloß treibt, sondern das Wort nur drucken läßt. Ist der Herzog von Braunschweig nicht Mitglied des deutschen Bundes? — In der Hamburger Zeitung las ich eine humoristisch-deklamatorische Abendunterhaltung von Saphir,

dem Herausgeber der Berliner Schnellpost, angekündigt. Hat man ihn von Berlin vertrieben? Sie haben mir dort gesagt er sei ein Unfried, ein Ruhestörer, und darum haben sie ihn excommunicirt. Aber ich verstand das. Nur das Feuer, nicht das Wasser haben sie ihm versagt. Er war den Berliner Milchsupp-Journalisten zu gepfeffert. Weil er ein Unfried und ein Ruhestörer ist, darum war er mir werth. Er hat etwas Leben in die Schläfrigkeit der deutschen Journale gebracht. — Ich hasse die Communen (Körperschaften) darum, weil Excommunicationen deren nothwendige Folgen sind. —

Freitag, den 19. September.

Den jungen Bieweg besucht und mit ihm wegen der Herausgabe meiner aus Zeitschriften gesammelten Aufsätze gesprochen. In Küchen werden die Speisen, das Geflügel erst ganz aufgetragen, und was dann übrig bleibt, als Ragout zerhackt zubereitet. Deutsche Journalisten, die ihre Aufsätze sammeln, machen es umgekehrt.

Nachdem ihre Gerichte, in den Morgen- und Abendblättern, zerhackt und gemischt genossen werden, sammeln sie den brauchbaren Rest später, und tragen die Gerichte ganz auf. — Einige merkwürdige alte Gebäude. Der herzogliche Park und die neue Promenade, die sich um die Stadt zieht, sinnvoll und großartig angelegt. — Zu Nacht gegessen in Biewegs Garten mit angenehmer Gesellschaft.

Samstag, den 20. September.

Die Stadt hat etwas freundliches, wohnliches, artige Brunnen, schöner Park, Spaziergänge rund herum, die sinnvoll, geräumig, großartig angelegt sind, das Straßenpflaster ist gar nicht aristokratisch, der Fahrweg ist schlecht, aber für die Fußgänger ist durch Trottoirs von breiten Quadersteinen, die zweckmäßig nicht erhöht sind, auch in den engsten Straßen gesorgt. Mehrere alte und alterthümliche Gebäude geben der Stadt ein herkömmliches Ansehen. Ich habe doch etwas von Fouqué in meinen urbanischen

Neigungen: ich kann die neuen Glückspilzartig auf gekommenen Städte nicht leiden, doch geht meine Liebe zum architektonischen Adel nicht so weit, daß ich wie jener Neapel verachte, weil es Neustadt heißt. — Bieweg aß mit mir auf meinem Zimmer. Sehr schlechtes Wirthshaus-Essen hier und in Hannover. Ich finde mich meines schwachen Magens wegen sehr wohl bei der Diät. In Hannover im ersten Gasthose kam nicht einmal Obst als Dessert auf den Tisch; aber nach dem Braten kam eine Obsthändlerin in den Speisesaal, und bot den Gästen die Früchte an; das scheint üblich zu seyn. Ich begreife nicht, wie ein Wirth, ohne roth zu werden, es zusehen kann, daß ein Gast an seinem Tische sich für sein Geld ein Privatvergnügen macht. — Wieder in Barthels Garten gewesen, wieder im rechten und linken Saale zwei besondere gedeckte Tische gefunden. — Das Museum besucht. Gemälde, Statuen, künstliche Werke aller Art. Es schwindelte mir wie gewöhnlich. Man wird

von der kurzen Zeit so gedrängt. Die aufpas- sendsten Aufpaffer sind hier, die ich je getroffen, sie gehen einem nicht von der Seite. Ein fünf Schuh hohes und noch breiteres Gemälde, darstellend die schöne Esther mit dem garstigen Ahasverus, betrachtete ich so aufmerksam, daß ein Aufseher auf den Gedanken kommen mochte, ich wollte die schöne Esther einstecken, denn er saß mir auf dem Nacken. Als ich aus den Gemälde-Zimmern in die Antiken-Gallerie zurückkehren wollte, fand ich die Thüre verschlossen, und es dauerte lange bis einer von außen kam, sie zu öffnen. Auch die Wache am Eingange des Museums scheint angewiesen zu seyn, den Aus- tretenden auf die Finger zu sehen, sie betrachtete mich sehr prüfend. Das Museum ist wöchentlich nur zwei Mal zwei Stunden lang geöffnet, und doch muß selbst jeder Einwohner eine auf seinen Namen ausgestellte und nur auf diesen Tag gültige Einlaßkarte haben. — Ein Cruzifix aus Elfenbein von Michel Angelo, am Fußgestell in

Silber getrieben von Benvenuto Cellini. Ich liebe den Elfenbein nicht. Es ist ein unedles und dabei kaltes und schroffes Material; es hat eine widerliche Krankensfarbe. Den Jupiter von Phidias kann ich mir nicht schön denken.

Hier sind eine Art Soldaten, schwarz wie die Leichenbitter gekleidet. Das gefiel mir. Soldaten sollten alle so malerisch gekleidet seyn. Es ist nichts lächerlicher als wenn solche Todtengräber sich weiß, blau, roth und golden anputzen, als seyen sie Hochzeitgäste.

Sonntag, den 21. September.

— Ein einziges Mal in meinem Leben sprach ich mit einem Fürsten der die viel gelobte, aber meiner Meinung nach gar nicht löbliche Sitte hatte, jede Woche für seine Unterthanen öffentliche Audienz zu geben. Ich überreichte ihm eine Bittschrift um Anstellung als Actuar bei einem Amte und trug mein Gesuch auch mündlich vor. Nachdem ich fünf Minuten lang von der Sache gesprochen, sagte der Fürst: er sehe gar kein

Hinderniß ein, warum ich nicht Accoucheur werden könnte. Ich war ungewöhnlich fein, dankte für die gnädigste Bewilligung, ließ meine Bittschrift zurück und ward bald darauf Actuar.

Im Theater gesehen: Rossinis Barbier. Sehr mittelmäßige Aufführung. Das Haus schön.

Hannover. Dienstag, den 23. September.

Heute Abend von Braunschweig zurückgekommen. Ich nahm den Weg über Peine, fast fortwährend eine sandige Haide, die mir von der Lüneburger, die ich noch nicht kennen gelernt, eine traurige Vorstellung macht. Es gibt nichts, das trübsinniger machte, als eine baumleere Gegend. Menschenleere bildet lange kein solches Bild von Wüste und Einöde. Und die spärlichen Dörfer, „trockenes Brod und saueres Bier.“ Welch ein freudenloses Leben führt das nordische Landvolk. Keinen Wein, schlechtes Bier. Nicht einmal guten Branntwein. Sie hatten ihn früher, erzählte man mir; aber seit der westphälischen

Zeit wurde eine Branntwein=Accise eingeführt, die dessen Herbeischaffung aus dem Auslande nicht mehr gestattet. Hieronymus wurde vertrieben, die Accise ist geblieben. Das Amt eines Pfarrers muß schwer seyn, in solchen dürren, grauen Gegenden. Wofür hätte das Landvolf dem Schöpfer zu danken? Das einfältige Volk, das Gott nur im Himmel sieht — kann es durch nordische trübe Wolkendecke den Blick zum Himmel erheben? Wir Städter, wir Gebildeten, welche fähig geistiger Genüsse, geselliger Freuden, in diesen einen Ersatz fänden für den Mangel sinnlicher Lust, wir schwelgen auch in diesen, entbehren auch diese schwer, und nie bedenken wir, und nie schmerzt es uns, daß das rohe Landvolf aller sinnlichen Freuden entbehrt, und keinen Ersatz im geistigen Leben dafür hat. Städte sind nur größere Höfe, Städter untergeordnete Hof= und Edelleute, welche glauben die Welt sei für sie allein gemacht, und nie unter sich auf den Bauer, nie hinaus auf das

Land sehen. Ich möchte König seyn, nur einen Tag — nicht um es besser zu machen; denn es wäre schrecklich wenn es besser seyn könnte und nur der Wille der Mächtigen fehlte — ich möchte nur König seyn, um mich von der Nothwendigkeit, von der Unabänderlichkeit des Uebels zu überzeugen, und um den peinigenden Gedanken los zu werden, daß es nur Gefühllosigkeit sei, welche das Leben des Landvolks so traurig bleiben läßt.

Donnerstag, den 25. September.

Ich muß einmal eine Lobrede für die Gelehrten und Schriftsteller verfassen. Ihre Würde wird so wenig erkannt, sie sind in Deutschland so gering geachtet, so spärlich belohnt. Ohne sie gäbe es keinen Ruhm, keine Vergangenheit, ohne sie würde jeder Mensch die Schöpfung der Welt vom Tage seiner Geburt an rechnen. Die Schriftsteller endigten die Zeit der Fabeln und der Märchen, sie begannen die Geschichte. Sie erweitern unser enges Daseyn, indem sie uns

entfernte Räume, entfernte Welten kennen lehren. Sie verlängern das kurze Leben indem sie den Tod hinausrücken und verdienten Menschen Nachruhm verschaffen. Sie setzen die Geburt zurück, indem sie vergangne Zeiten nachleben lassen. Was vergangne Geschlechter gefühlt, was sie gedacht, lassen sie uns empfinden und denken. Durch sie genießen wir die Geistesfrüchte fremder Klimate, verschiedener Menschennaturen, die in unserer eigenen Temperatur nie gedeihen konnten. . . . Ach! sie werden geringer geachtet als Pferde! Ich wohne hier beim Marstall und sehe die Pflege die diese genießen. Sie haben nicht blos reichliches und gutes Futter, nein, sie werden mit Aufmerksamkeit und Zartgefühl behandelt. Und keine Wochenarbeit. Die hunderte von Pferden sind nur für den König von England bestimmt, der nie hierherkömmt. Wieviel verdiente Schriftsteller und Künstler könnte man dafür unterhalten. Warum haben Fürsten keinen Apollo-Stall für Gelehrte? . . . Da sind acht

milchweiße Pferde, von ungemeiner Schönheit. Der Sonnengott dürste sich ihrer nicht schämen. .. Im Stalle sah ich einen Pferdeknecht von Bildung, der stehenden Fußes, unbeweglich und verzückt wie ein Säulenheiliger, Claudens Mimili las.

Freitag, den 26. September.

Diesen Morgen wurden zwei Mörder mit dem Schwerte hingerichtet. Ich sah sie hinausfahren zum Blutgerüste. Je einer hatte seinen eignen Karren und seine zwei Geistlichen. Wie liebenswürdig ist die christliche Religion, wenn sie Verurtheilte die alles verlassen: die Freundschaft, das Mitleid, des Richters Barmherzigkeit, die Hoffnung, ach! und der innere Seelenfriede, begleitet bis an die Pforte des Todes; wie rührend ist es, wenn der Priester dem blutbesudelten verabscheuten Mörder den letzten Bruderfuß warmer Menschenlippe mit hinübergibt in die kalte ewige Nacht! Es war der reinste blaue Himmel, die wärmste goldne Sonne schaute

herab. Ach! man sollte keinen hinrichten an einem schönen Tage, man sollte eine trübe, unfreundliche Witterung abwarten. — Der Uebergang von grau zu schwarz ist minder trostlos, weniger schmerzlich. Es war schauerlich zu sehen, wie der Gerichtete, der rückwärts im Wagen saß, sich dann und wann umsah, zu erforschen, ob er bald an dem Ort seiner Bestimmung angekommen. Er ward oft ohnmächtig im Wagen. Es muß ein schweres Geschäft seyn, das die Geistlichen mit solchen Menschen haben. Ich sah, wie sie betend und tröstend dem armen Teufel zuweilen auf die Schulter klopfen, ihm Muth einzusprechen. Es sah recht gutmüthig aus; aber ich mußte doch lächeln.

Den 29. September.

Man durchlese den ganzen Livius, alle die Kriege, alle die Schlachten, welche Rom je geführt und geschlagen, ob einer ihrer zahllosen Siege so herzerhebend, ob je eine Siegeslust, ein Siegestaumel so rührend gewesen, als hier

der Kampf und der Sieg, den die Sklaven für ihre Freiheit gefochten, für ihre Freiheit errungen! und wie lebhaft hat ihn Livius geschildert, er, dem doch sonst überall Roms Unabhängigkeit für Roms Freiheit, und Roms Allherrschaft für Roms Unabhängigkeit galt. So bewegt ist man nicht, wenn die Gallier in, wenn Pyrrhus vor Rom, wenn Hannibal in seiner Nähe steht. Die Freiheit der Bürger, nicht das, was man die Freiheit der Staaten nennt, erregt das Mitgefühl jeder menschlichen Brust, als das höchste Gut!

Den 3. Oktober.

Einen königlichen Garten besucht in der Herrnhäuser Allee, genannt Monbrillant. Trauben gegessen. O wie wässrig! Warum haben alle fürstliche Lustschlösser französische Namen? Sanssouci, Monbijou, Solitude, Fantaisie, Bellevue? .. Welche grasgrüne Trauben werden hier auf der Straße verkauft! ... Neulich an der Wirthstafel machten sich Hannoveraner Herrn lustig über die Südländer; was das

Königreich Hannover wäre, das wüßten sie gar nicht bei uns . . . Aber ist nicht südliche Natur ein adlige, ahnenreiche, begüterte, alte, geschichtsvolle, — nördliche aber eine bürgerliche, geschlechtslose, arme, heraufgekommene, und hat unser südliches Volk nicht das Recht mit einigem Adel- und Natur=Fruchtstolze auf den Norden herabzusehen?

Wahrbehemmen. Donnerstag, den 9. Oktober.

Diesen Morgen mit einem Einspänner die Reise nach Hamburg angetreten. In Celle zu Mittag gegessen im Hôtel d'Hannover. „Kutscher! Ist Celle ein großer Ort?“ — „s'ist ein kleines Dinges.“ Aber das kleine Dinges kam mir artig und freundlich vor. In Wahrbehemmen, dem nächsten Dorfe hinter Bergen (eine Stunde entfernt) übernachtet. Ich bat den Wirth um die Hamburger Zeitung. Er entschuldigte sich sehr, daß er mir sie nicht geben könne, ein Commissair, den er im Hause habe, habe sie mitgenommen. Er bedaure es unendlich, die heutige Zeitung sei

wichtig, die Russen hätten einen großen Sieg erfochten. „Ich habe aber ein Büchelchen, Münchhausen, es sind närrische Geschichten, aber lauter Lügen und Fabeln darin, wenn Sie es haben wollen.“ . . . D her damit. — Ist es aber nicht ärgerlich. Wenn ich diese Naivität des Wirths gedruckt erzählte, würden die Leser glauben, es sei erfunden, und dann wäre es freilich ein Spaß, der alt und dumm wäre. Aber als wahre Geschichte ist es schön. —

Haarburg. Freitag, den 10. Oktober.

Um acht Uhr Abends hier angekommen. Unweit Haarburg sah ich links Hamburg im hellen Lampenschein. Eingekehrt im weißen Schwanen. — Im Einspänner hatte ich heute folgende Gedanken. Das was Sterne, was die Humoristen rechter Art so liebenswürdig und gefällig macht, ist die Nacktheit in der sie Seele und Herz zeigen. Zum Humor gehört Unschuld. Der gesellschaftliche Anstand erfordert, daß die Seele, sei sie noch so wohlgebildet, bekleidet er-

scheine. Dieses ist im geselligen Leben nöthig, daß man die häßlichen von den schönen nicht unterscheiden könne. Die Cultur verbessert das physische, und verschlimmert das moralische Clima. Je feiner die Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft, je rauher die Luft, und man muß gegen Wind und Wetter, gegen Argwohn, Verleumdung, Mißverständnisse sein Herz schützen. Der ächte Humor zeigt das Herz nackt aus Unschuld, der falsche aus Unverschämtheit. Der eine ist muthig, der andere frech.

Die gegenwärtige Krankheits-Constitution ist sthenisch, die vor dreißig Jahren war asthenisch. Die Zeit des siebenjährigen Krieges ist die des schlaffen Philisterthums. Darauf besoffen sich die Menschen im Num der französischen Revolution und überreizten sich. Guter Gott wer hätte je gedacht, daß deutsche Nerven asthenisirt werden müßten.

Eine Zeit wird kommen, wo Fürsten und Pockennarben von gleicher Seltenheit seyn werden.

— Jetzt, da die Central-Untersuchungs-Commission in Mainz aufgehoben, darf ich wohl darüber eifern, daß in Deutschland kein allgemein gültiges Münzsystem eingeführt!

Hamburg. Samstag, den 11. Oktober.

Um acht Uhr in einem Ewer von Haaburg hierher gefahren. Wir hatten günstigen Wind, in einer Stunde machten wir den Weg. Das Schiff ging so schnell wie ein Dampfsschiff auf dem Rhein. Von diesem Segelsystem hatte ich gar keine Vorstellung. Hamburg der Anblick, mit Altona zusammenhängend großartig. Der Hafen! Die Schiffe wie Elephanten, die kleinen Gondelchen, wie Enten dazwischen rudern. — Eingelehrt im Hôtel Belvedere auf dem Jungfernstieg. — Die Pavillons, Kaffeehäuser an der Alster schön, nicht so hell wie in Paris. —

Sonntag, den 12. Oktober.

Die Oper Arur oder Tarar gesehen. Musik von Salieri. Gute altmütterliche Musik. Konnte aber von den drei Akten nur einen aushalten.

Wenn ein Gott zur Oper die Musik machte, der Teufel schreibt immer den Text. Auf dem Textbuch steht: „nach dem Französischen und Italienischen des Beaumarchais und Abbate Casti von Schmieder.“ Der Tyrann Arur der, wie alle Opertyrannen im Basse singt, gegen die Natur und Erfahrung (ich wollte wetten, daß Don Miguel von Portugal ein feines Stimmchen hat) ergößte mich sehr durch sein neues therapeutisches System. Die von ihm angebetete und ihrem Manne, dem Feldherrn Tarar geraubte Aftasia, bekömmt im Serail vor Schrecken und Zorn eine Ohnmacht. Da donnert der wüthende Arur singend seinen Ennuchen und Mädchen zu: „Ihr Elenden! macht, daß sich wieder ihre Augen öffnen! Eilt ihr zu Hülfe! Wecht Ihr mir sie nicht wieder, so schwör ich's bei dem Schwerte, mein ganz Serail soll dann meine Wuth empfinden.“ Das erschrockene Serail thut sein Möglichstes, und die Ohnmächtige wird ins Leben zurückgerufen. Ach! stände hinter jedem Arzte so ein aufmunternder

Arur! — — Das Haus geräumig, schön und mit edler Einfachheit geschmückt. Es thut einem ganz wohl keine Hofloge zu sehen. Der erste Rang Logen nicht wie in Frankfurt mit Geldadligen gefüllt. Bescheiden bürgerlich sehen die Banquier-Frauen aus.

Montag den 13. Oktober.

Der gelehrte Stand soll (nach v. Hefß sehr gutem Buche) hier sehr wenig gelten. Wie viel Mark Banco ich hier wohl werth seyn mag? — Ich habe mir den Eindruck verdorben, den London einst auf mich machen wird; denn so klein Hamburg auch dagegen ist, so ähnlich mag es ihm doch seyn.

Dienstag, den 14. Oktober.

Hier gibt es: 1. Die Stadtpost. 2. Preussische Post. 3. Tarische Post. 4. Dänische Post. 5. Schwedische Post. 6. Hannoverische Post. 7. Mecklenburger Post. 8. Amerikanisches Posthaus. Jede ihr besonderes Haus. An Tagen und Stunden, wo

diese Posten nicht gehen, haben sie ihre Guckfensterchen zugeschlossen, und man kann keine Briefe abgeben, und hat einen großen Weg umsonst gemacht. Die Zeit die man braucht, alle die Tage und Stunden auswendig zu lernen, wo die Briefe nach den verschiedenen Orten abgehen, könnte man besser benutzen, etwas Chinesisch zu lernen. Warum haben diese Posten nicht wenigstens ein Haus? O Teutonia, was hast du für schwache Beine! — — Die Scheidemünze scheidet die deutschen Lande. — — Mit dem jungen M. nach Eimsbüttel gefahren. Die schöne Mariane (Wirthin) nicht zu Hause gefunden. Selbst ihr Zimmer, wo ihr Portrait hängt, war verschlossen. Aus dem Garten konnte man in's Zimmer sehen. Die schöne Mariane im rothen Schawl lehnt sich an einen Stuhl. Im Zimmer Kupferstiche von Fürsten (die ihre Liebhaber gewesen). — — Im Hafen mit M. herumgefahren. Das Gondelchen tanzte allerliebste auf den stürmischen Wellen. Das Amsterdamer

Dampffschiff bestiegen. Einrichtung der Betten.
 — Dann ein amerikanisches Rauffarthenschiff bestiegen. Den Mastbaum hinaufgeklettert; konnte aber wegen des heftigen Windes nicht bis zum Mastforbe kommen. — Abends bei Mendel auf dem Valentins-camp. Hôtel de Rome. Einer der sogenannten Salons, wo Abends ehrbare Herrn und unehrbare Mädchen sich versammeln. Ein Engländer der nicht alt und nicht jung, ließ sich von allen Mädchen in's Buch schreiben. Ich weiß nicht, that er es aus Humor oder zu seinem idyllischen Vergnügen; aber die Sammlung ist schön. Ich ließ mir von einer Russin einen Vers in mein Taschenbuch schreiben, darin keine Spur jener empfindsamen Stammbuchgedichte; die reine liebe Natur. Ein moralischer Reisebeschreiber, der gebildeten Lesern erzählt, hat es gar zu schlimm. Das Beste muß er verschweigen. Eine Andere sagte mir: „Sie sind ein pffiffiger Donjon (Don Juan)“ — — Amerikanische Capitains, Pilots, ernsthafte Engländer, ach! und junge

Leute von achtzehn Jahren, die nicht den Humor von der Sache haben, sondern etwas Schlimmeres.

Mittwoch, den 15. Oktober.

Das vom Meer belagerte Land. . . Das Meer, einst Herr der ganzen Erde, hat durch Rebellion einen Theil seines Gebiets verloren. — Das Volk hier soll gut sein, aber prompt; man bekommt leichter Schläge, als man sie verdient. — Leute die gut hören, sagen man höre im Theater nicht gut. Ich kann nicht davon urtheilen.

Samstag, den 18. Oktober.

Vormittag war zur Feier des 18. Oktobers große Parade des Bürgermilitärs auf dem Felde. Eine große Ebene. Senatorszelt. Zelte für Erfrischungen mit Flaggen. Die Soldaten sangen im Corps kirchliche und vaterländische Lieder, was sich gut ausnahm. Dann war unendliches Bivatgeschrei. Erst die Häupter der Stadt, dann in absteigender Ordnung die der Offiziere, so daß jedes Corps, jedes Bataillon und Compagnie

ihre Offiziere leben ließen. Eine ungeheure Menschenzahl und die vielen Wagen und Reiter machten den Anblick schön. — Abends im Salon bei Ahrens. Mit Gas beleuchteter schöner Saal mit Transparenten von der Völkerschlacht bei Leipzig. Die Mädchen im Garten seufzten über die Verwüstungen der grausen Völkerschlacht, und suchten sie wieder gut zu machen.

Sonntag, den 19. Oktober.

Ueber die Befugniß, ob die Bader auch außerhalb den Badstuben in Hamburg scheeren dürften, entspann sich zwischen ihnen und den Barbierern ein Rechtsstreit, der im Jahr 1603 ans Kammergericht ging und hier nach ein und neunzig Jahren am 26. Oktober 1694 zu Gunsten der Barbierer abgeurtheilt ward. (Von Hefß. Hamburg) — — Vor zwei Jahren feierten in einer kleinen meklenburgischen Stadt die dortigen Advokaten (der gegenseitigen Partheien) das hundertjährige Jubiläum eines Prozesses! —

Abends war Altona illuminirt, wegen der Anwesenheit eines jungen dänischen Prinzen. An allen Fenstern Lichter zwischen Blumen. Es ist recht angenehm ein deutscher Prinz zu sein!

Montag, den 20. Oktober.

Mittag zwischen zwei und drei versammeln sich täglich in einer Halle des Rathhauses sämtliche Advokaten, um sich unter sich und mit ihren Klienten zu besprechen. Innerhalb dieser ist ein besonders abgeschlossener, mit einem Geländer umgebener Platz, wo sich die Advokaten aufhalten; diesen Platz so wie die Versammlung selbst nennt man das Gehäge. Außerhalb des Gehäges ist ein Haufen allerlei Leute, mit bedecktem Kopfe. Innerhalb des Gehäges aber muß man den Hut abnehmen — Bänke zum Sitzen laufen innerhalb des Gehäges, und Tische mit Schreibzeug stehen bereit. Hamburg hat nur neunzig Advokaten. Ich muß es ihnen zum Lobe nachsagen, sie sehen gar nicht pffiffig aus, sondern ehrlich

und gut, und die Brillen, welche manche trugen, waren von ganz aufrichtigem weißen Glase. An der Wand des Gehäges hängt eine Tafel mit der Inschrift von goldenen Buchstaben

Libertatem quam peperere majores

Digne studeat servare posteritas.

Diese Inschrift befand sich sonst über einem der Stadthore. Das Gehäge wird nur an den Tagen gehalten, wenn Rathsversammlung ist. Um drei Uhr treten die drei Oberhäupter der Stadt aus dem Sitzungssaale und gehen vor dem Gehäge vorbei. Die betagten Senatoren sehen recht ehrwürdig, ächt römisch aus. Ihnen voraus Platz machend, treten drei Rathsdienner. Man hätte sie für die Victoren halten können, ihnen fehlten nur die Fasces. Sobald die Senatoren erscheinen, stehen die Advokaten auf und verneigen sich ehrfurchtsvoll.

Mittwoch, den 22. Oktober.

Nach Blankenese. Dort den Süllberg bestiegen. Unten im Kessel Blankenese. Rechts, links

vor den Blicken die herrliche Elbe, groß wie die See, glänzend im Sonnenschein. So sich allein zu fühlen auf dem Wasser, nicht beengt! Rechts auf dem Kirchhof in Ottensee, Klopstocks Grab.

Donnerstag, den 23. Oktober.

Durch den Hafen gefahren. Was man in der Jugend von Seefahrten und Schiffbrüchen gelesen, wird uns so klar. Mohr auf dem Schiffe welcher den Koch macht, lebendige Schweine. — Die Aussicht auf den Stintfang! Elbpavillon. Baumhaus. — — Straßenkehricht in Hamburg, heißt Gassenkummer.

Das Theater auf der Steinstraße besucht, ein Winkeltheater. So klein wie eine Marionettenbude. Bloss ein Parterre und eine Gallerie von Logen. Dem Fridolin, den ich abzuwarten keine Geduld hatte, ging ein Stück vorher, der alte Narr genannt. Ich glaube es heißt, der Schauspieler wider Willen. Ein Haushofmeister auf einem gräßlichen Gute und ein Schauspieldi-

rektor, Vorsteher einer vom Grafen engagirten
 Truppe, treten darin auf. Der Schauspieldirektor
 hält unter allerlei Verkleidungen den Haushof-
 meister zum Besten. Es war gar zu arg! Der
 Haushofmeister dampfte in Natur seine Pfeife
 Taback. Den Komödiant spielte ein Gastspieler
 „vom deutschen Theater in Gothenburg.“ Eine
 gute Schule! Einmal fragte er: Ist kein Thea-
 terrecensent in der Nähe, daß ich ihn durchprügle?
 Und schwang dabei einen fürchterlich dicken und
 langen Knotenstock. Das Haus ist so niedrig,
 daß er mich von der Bühne in meinerloge,
 mit der Spitze des Stockes hätte erreichen kön-
 nen. Ich zitterte, er möchte mich als Rezensent
 erkennen. Zum Glücke bin ich in Gothenburg
 nicht bekannt. Man hatte mich gewarnt in diesem
 Theater über Dummheiten nicht ironisch zu lachen;
 man könne vom Volk, das die Sache ernst nähme,
 leicht Prügel bekommen. Ich merkte mir das,
 lachte gutherzig und ernsthaft, und verließ unge-
 prügelt das Haus. An der Thüre bat mich ein

zwölfjähriger Bube, der seine Cigarre dampfte,
um meine Contremarque.

Samstag den 26. Oktober.

Die Börse. Der Versammlungsort ist halb bedeckt, halb frei. Um halb vier Uhr wird durch eine Glocke das Zeichen zur Börse gegeben. Auf einem schwarzen Brette sind weiß die Namen der muthwilligen und boshaften Failiten von 1754 bis 1819 gemalt. Das scheint später abgekommen zu sein. Man sieht nur noch kleine Bankeroteur mit den Prozenten ihrer Tugend = Dividende auf vergänglichem Papier geschrieben. Mäkler ziehen große Stücke weißen Zucker aus der Tasche und lassen ihn betrachten; Andere an Faden gereichte Candisstücke. Ich dachte anfänglich Hamburger hustende Kaufleute wären artig und theilten sich Bonbons mit. Andere Mäkler bringen kleine Säcke voll Caffee und Getreide zum Vorschein. Die Kauflustigen nehmen den Caffee oder Waizen in die Hand, drücken ihn lange und inbrünstig an Mund und

Nase und lassen ihn durch die Finger laufen. Ich bewunderte die Großartigkeit dieses Handels; manches Loth Caffee fiel zwischen die Finger auf den Boden und man achtete es nicht. Einen hörte ich mit Geringschätzung und Achselzucken sagen: „es sind lauter lange Bohnen“. Das muß also nicht gut sein. — Ich als ein Böhnhase zog ein langes Bleistift aus meinem Taschenbuche schrieb eifrig in mein Buch, und gab mir ein Ansehen. — Anzeigen von Auctio-
 nen. Eine Parthey Caffee. — Blumenverkäu-
 ferinnen winden sich zwischen die ernstestn Han-
 delsherrn, und mildern deren Gesichter wie eine
 Rose an dem Knospfloche eines ehrwürdigen Bür-
 germeisters. — Von oben gesehen war das
 Gedränge das wahre Bild nicht einer feierlich
 bewegten Menge (wie Göthe sagt), sondern
 eines lächerlich bewegten Ameisenhaufens. Tau-
 sende, Mann an Mann gedrängt, und doch weiß
 jeder den Suchenden zum Rendez-vous seinen
 Platz zu bestimmen. Der Himmel weiß wie sie

das anfangen! — — Aber, meine Herrn Kaufleute, wissen Sie denn auch, woher das Wort Börse kommt? Sie wissen es nicht, ich aber weiß es. Schätzen Sie darum die Gelehrten etwas, wenn auch unter Vari, doch nicht gar zu tief.“ Die erste Börse ward im Jahr 1531 zu Antwerpen gebaut. Auf der Stelle, wo sie angelegt wurde, stand ein altes Haus, woran das Wappenschild einer bekannten Familie zu sehen war, an welchem drei Beutel (Bourses) hingen, die gleichfalls zum Wappen gehörten. Man hatte dieses Haus nur im gemeinen Leben die Bourses genannt. Dieser Name ward auf das Institut, den Versammlungsort der Kaufleute übertragen. Als andere Handelsplätze dieses Gebäude in ihrer Mitte nachahmten, behielten sie eben diese Benennung bei, welche jetzt bei den meisten Nationen die nehmliche ist. Diese Nachricht befindet sich in einem 1702 in Haag gedruckten Buche: *nouveau voyage d'Italie* 4^{me} édition. Tom. 3. p. 131.“ (Hefß. Hamburg. 2 Thl. p. 361.)

Sonntag den 26. Oktober.

Börsenhalle — „Armer Freund, guter Doktor, wie viel Mark Banco, magst du hier wohl werth sein?“ rief ich leise aus, als ich in den Plutustempel trat. Ich hatte das herzlichste Mitleid mit mir. Ich wollte meinen Aerger mit Philosophie bestreichen, es half aber wenig. Ich dachte: die Herren haben ihr Geld doch nur für uns, für uns bemühen sie sich. Was der Handel Großes, Schönes schafft, die Hafen, schwachen Menschen göttlicher Muth, Erfindungsgeist, Ehevvereine zwischen Völkern — wir genießen es allein. Aesthetisch genießt kein Kaufmann. (Ein sehr dicker Kostbeaf-Mann sah mich so gutmüthig ironisch an, als hätte er meinen leisen Gedanken gehört.) Nur der Gelehrte genießt das Handelsleben und der Matrose im Rum. Ich griff in die Tasche; das ist eine andere Börse als deine, fühlte ich deutlich; das Gebäude ist großartig, wie ein überbauter Markt. Die Halle, besonders die Lesezimmer, sind Abends trübe

beleuchtet. An manchen Tischen kann man kaum die Zeitung lesen. Das muß wohl in deutscher Art liegen, helle Beleuchtung wenigstens nicht zu vermissen. Bei der großartigen Einrichtung der Börsenhalle, wobei nichts gespart wird, brauchte es bloß des geäußerten Wunsches einiger Mitglieder, um die Beleuchtung besser zu machen. Die schlechteste Schenke in Paris ist tageshell beleuchtet, und wäre sie es nicht, ginge niemand hinein. Ich finde überhaupt, daß es in reichen Häusern an Licht fehlt. — In allem was den Kaufmann zu wissen interessirt (doch nicht in allem, was ihn zu wissen interessiren sollte) kann er sich da unterrichten. Da liegt ein Buch für die eingeführten Fremden (jährlich 6000). Eines worin die durch Privatcorrespondenz oder Zeitungen eingegangenen politischen Neuigkeiten gleich eingetragen werden. — Mehrere schwarze Bretter, die eine andere Bestimmung haben als die auf der Universität. Die Schiffsgelegenheiten sind darauf angeschlagen.

Jede Weltgegend, Amerika, Westindien, Frankreich, England, die nordischen Länder, haben ihr besonderes Brett. Da heißt es: „das schöne mit Kupfer beschlagene Schiff A. Kapitain A. angenehme Gelegenheit nach Lissabon.“ Was kümmert sich das Meer um Kupfer? Es hat einen guten Magen, es frißt Holz, Fleisch, Eisen, Kupfer, was es erreichen kann. — Angenehme Gelegenheit für Passagiere nach Lissabon. Teufel! angenehme Gelegenheit sich hängen zu lassen. Nein, mein guter Michel! Und wäre das Schiff mit Gold beschlagen, statt mit Kupfer, ich käme dir nicht nahe. Schöne Gelegenheit! In zehen Tagen aus dem nasskalten Hamburg in Bordeaux, Lissabon, Mallaga! — Es scheint mir ein trauriges Loos der Kaufleute, daß ihnen Furcht und Hoffnung so baar in das Herz kömmt. Es ist doch ein schönes Loos zu hoffen auf Essen, auf Kutsche und Pferde, zu fürchten daß man verhungere. — Der Eigenthümer verdient jährlich mehr als 100,000 Mark. 2000

Abonnenten, jährlich 40, 50, 60 Mark Beiträge, je nach der Länge oder Kürze des Abonnements. — Die Börsenhalle, eine Abendzeitung, hat 4000 Abonnenten. Literarische Blätter der Börsenhalle. Außer den unzähligen französischen und englischen Blättern, die das ganze Jahr hindurch zum Theile doppelt gehalten, werden die englischen Blätter im Winter mehrmal bestellt, über Holland und Kopenhagen, daß sie bei jedem Winde eins oder das andere eintreffen. — Das schlechte Papier zu den dänischen und schwedischen Zeitungen. Es ist fast blau.

Soltau. Montag den 27. Oktober.

Morgens acht Uhr bestieg ich die Dampffähre nach Haaburg. Ein jämmerliches Fahrzeug, mit einem Loch von Kajüte. Wir brauchten drei Stunden zur Ueberfahrt. Das Schiff ist nach einer neuen Art gebaut, so daß der Kessel nicht plagen kann. Es gibt nichts Langweiligeres als diese Sicherheit. Man pläzte

lieber. Um 12 Uhr Haarburg extrapost verlassen. Abends sieben Uhr in Soltau angekommen, in der Post. Alles sah so feierlich aus. Der Postmeister, die Frau, die Tochter im Sonntags-Puze. Die Borpläze im ganzen Hause beleuchtet. Es duftete nach Räucherkerzchen. In der Küche frohe Geschäftigkeit. Man wartete auf die Herzogin von Gotha. Sie war (ich erzählte es) diesen Vormittag auf ihrer Fahrt nach Haarburg mit ihrem Schiffe auf den Sand gerathen, kam darum später an. Ich hatte mein Schlafzimmer neben dem der Herzogin. Ich fürchtete mich zu husten. Ja, ich bin auch ein Hofmann, wenn es darauf ankömmt. Die armen Leute im Hause hatten ganz den Kopf verloren. Thee, Rum, Lichtpuze, Brod, Butter, Pfeffer, Schinken, Messer, bekam ich nach angeführter Ordnung in Zwischenräumen von fünf Minuten. Um zwei Uhr Nachts reiste ich wieder ab. Auf allen Poststationen mußte ich Rechenschaft geben, wenn die Herzogin käme. (Um ein Uhr Mittags

Dienstag den 28. Oktober kam ich in Hannover an).

Sonntag den 16. November.

Ich zählte gestern 160 Pferde im Marstalle. — In den letzten Tagen meine Ankündigung der gesammelten Schriften in den Druck gegeben. — Abends Don Juan gesehen mit J. und Frau Medicinalrathin K. aus Celle. Die Aufführung war sehr schlecht. Das Tempo, der Geist fehlte oft. Einige Sängerinnen sangen falsch. — Die königlicheloge wird seit länger als einem Jahrhundert erleuchtet, und die Etikette verbietet sich hineinzusetzen, sie bleibt also leer. Der Eingang ins Theater, die langen, gepflasterten, düster beleuchteten Gänge machen glauben, man käme in eine Kaserne. Das Haus wird nicht geheizt, im strengsten Winter nicht. Wie die zarten adligen Weiber dies aushalten, ist unbegreiflich. Welche Todesstille, welcher Winterfrost, im bürgerlich hannöverischen Zuschauervölke. Zwischen den Akten, glaubte man in der Kirche zu seyn.

Den 17. November.

Das Parquet oder der größere vordere Theil des Parterres ist meistentheils von Offizieren besetzt. Es sieht aus, als bewachen sie das bürgerliche Spitzbubenparterre. Den Offizieren kostet die Entrée nur zwei Groschen. Aber sie müssen auch abwesend, selbst auf Urlaub befindlich, bezahlen. Das Geld wird ihnen von ihrem Solde abgezogen. Man will sie zu einer anständigen Zerstreung zwingen, man will sie beschäftigen außer der Dienstzeit.

Den 18. November.

Die Pferde des Marstalls dürfen von Keinem gebraucht werden, nicht einmal vom Generalgouverneur. Diesem sind zwei Gespann angewiesen, und will er mehr, muß er erst beim Oberstallmeister darum anhalten.

Den 21. November.

Seit dem 14. November arbeite ich an der Kritik von Immermanns Trauerspiel in Tyrol.

Habe im literarischen Conversationsblatte das Lob eines Ultra über die neue Ausgabe des Conversations-Verikon gelesen, weil die früheren liberalen Artikel darin gemildert wären.

25. bis 30. November

Der Adel ist hier Alles. Selbst Robby's (Conditor's) schönes Ladenmädchen lächelt nur Edelleuten zu und sieht den baar zahlenden Bürgerstand ernsthaft wie eine Parze an. — Heute die Kritik von Immermanns Tyrol geendigt.

Die künstlichen Insurrektionen, welche nicht aus der Tiefe des Volks entspringen, sondern durch Staats- und Polizeimaschinen geleitet und gehoben werden, gleichen den künstlichen mineralischen Wassern, die der Apotheker verfertigt. Die Ingredienzien dazu sind stärker als sie die Natur genommen; aber die Wärme fehlt, der Geist der Heilsamkeit.

Frei zu machen und zu werden, ist nun einmal der Deutschen Geschicklichkeit nicht; man kann nicht alles verstehen.

Montag den 1. Dezember.

In unserer Zeit waren Viele vieles, aber nicht Einer alles; auch Napoleon nicht.

Samstag den 7. Dezember.

Heute erstes abonniertes Concert im Ballhofs-Saal matt und kleinstädtisch erleuchtet. Auf den Herzog von Cambridge wurde eine halbe Stunde gewartet. Der untere Theil des Publikums in geselliger und osteologischer Beziehung lärmt mit billiger Ungeduld (mit den Füßen). Dem Adel waren die vorderen Reihe Stühle leer gelassen.

Sonnabend den 13. Dezember.

Heute den Aufsatz: Gedanken über den sechsten Zinsthaler in Deutschland, geendigt. — Abends Concert. Symphonie von Beethoven in a Moll. — Beethoven, triumphirende Musik. Sie giebt Muth, Uebermuth, man fühlt sich der Herr der Welt. . Mozart, romantisch, christlich, man denkt an Gott, fühlt sich unterwürfig. Das selbst in Mozarts Freudenliedern. Der Vogelfänger

— als wenn ein Engel lustig wäre! Don Juan's Champagnerlied . . . ist es nicht, als wenn das Weinen mit dem Lachen kämpfte, hört man nicht, daß Don Juan den Geisterruf seines Gewissens übertäuben will? Und es gelingt ihm nicht. Seine Angst tönt hervor. Lautet es nicht, als wollte er durch Singen seine Furcht vertreiben, als ginge er mit eilenden Schritten über die nächtlichen Schrecken eines Kirchhofes? Diese Arie hat mich immer gerührt. —

Den 16. Dezember.

Was heute in der Postzeitung einen Bericht aus Göttingen, das Lob, den Flor der Universität, die Sittlichkeit und den Fleiß der Studenten betreffend. Darin wird unter andern gemeldet, die bisher stattgefundenen Disputirübungen der Studenten über einzelne Thesen würden aufhören, und schriftliche Aufsätze an deren Stelle treten. — Ja so! Sie fürchten den Leuten den Mund zu öffnen. —

Donnerstag den 1. Januar 1829.
 Gestern Abend Ball bei Hannstein. Die
 Einrichtung war musterhaft. Um zwölf Uhr
 tönte in die Musik der Nachtwächter mit seinem
 Horn in den Saal hinein; es war wie die Po-
 saune des Weltgerichts zum Jubel. — Junges
 schönes Mädchen. Schwer Athmen. Während
 sie pausirte, tanzte ihr Auge, jeder Muskel. Um
 12 Uhr bei Tische von den Herrn Neujahrs-
 wünsche ausgetheilt. — Es war kein Offizier,
 kein Beamter noch Adliger auf dem Ball.

Den 5. Januar.

Heute die zweite Lieferung meiner Werke —
 (3ter Theil) nach Hamburg geschickt.

Den 8. Januar.

Heute die Kritik von Hamlet geendigt.

Samstag den 17. Januar.

Gestern Abend beim Eintreten in die Hann-
 steinische Restauration endeten gerade zwei Herrn,
 die speisend neben einander saßen, ihr Gespräch

mit den Worten „kurz, es ist eine wahre deutsche Seele.“ Dabei aßen sie Hühnerfricassée, und die Sauce schöpften sie mit Kaffeelöffeln, dann erzählten sie eine Geschichte vom Hunde Packan.

Montag den 19. Januar.

Gestern die Vorrede zum ersten Band der Dramaturgie geendigt.

Sonntag den 25. Januar.

In kalten Winternächten wird den armen Leuten in Hannover, in den Hospferdeställen, eine Streu gelegt (über den gepflasterten Boden), um warm zu liegen. Wie nobel!

Die Bücher der Leihbibliotheken sind von der Polizei gestempelt. Das Wappen ein galoppirendes Pferd.

Freitag den 30. Januar.

Gestern Abend den Maskenball im Ballhofs besucht. — In vorigen Tagen die Kritik von Wilhelm Tell geschrieben.

Montag den 2. Februar.

Gestern die Kritik von Shylock geendigt *).
Mein Barbier erzählte mir heute, die Landstände
wären jetzt beisammen, und sie äßen um vier Uhr.

Sonnabend den 7. Februar.

Heute das Vorwort zum dritten Bande ge-
endigt.

Den 10. Februar.

Voriges Jahr am Geburtstage des Herzogs
von Cambridge (24. Februar) wurde in seinem
Palais eine Oper aufgeführt, wobei der Thea-
terdirektor v. Holbein, der Kapellmeister Sutor
und Concertmeister Maurer beschäftigt waren.
Ersterer als Adliger wurde zum Souper dabehal-
ten, die Andern ließ man gehen.

Den 13. Februar.

Heute den zweiten und vierten Band der
Werke, nebst Vorrede zum ersten und dritten
Band nach Hamburg geschickt.

*) Die hier erwähnte Kritik folgt diesem Tage-
buche. U. d. S.

Den 18. Februar.

Heute Spazieren gefahren, nur um Luft zu schöpfen, der Wall, die einzige Promenade, lag seit mehreren Wochen, weil der Schnee in den Alleen nicht gefehrt wird, so unter Schnee und Wasser, daß ich seit mehreren Wochen nicht in's Freie konnte. So eine erbärmliche Straßenreinigung wie hier ist mir noch nirgends vorgekommen. In keinem polnischen Dorfe kann es ärger seyn.

Den 25. Februar.

Gestern Abend im Hannsteinischen Saal auf einem Ball gewesen, der zur Feyer des Geburtstags des Herzogs von Cambridge gegeben worden. Der Ballunternehmer D*** wies mir eine junge Dame an, die ich zu Tische begleiten mußte. „Das Glück ist mir günstiger als Ihnen“ sagte ich beim Niedersetzen: „Ich wüßte nicht in wie ferne“ antwortete sie. Es ging indessen doch besser, als ich erwartete. Es war ein gutes bürgerliches, nicht allzu langweiliges Mädchen.

Herr *** brachte mir bei Tische ein Papier mit Bleistift, und bat mich einen Toast (in Versen) auf den Dr. *** zu improvisiren. Es ging nicht. Wir Gelehrten haben doch niemals Klein=Geist bei uns (gewechselter Verstand). — Die schönste Frau auf dem Balle ging mit einem geliebten schönen jungen Mann am Tische herum für die Armen zu sammeln.

Neue Religionen, neue Herrschaften und neue Geister, erwerben ihre Macht durch das Gute, und befestigen sie durch das Schlimme, das sie an sich haben.

Den 3. März.

Gestern und vorgestern wegen Unpäßlichkeit zu Hause geblieben. — Seit dem 1. meinen Tisch wieder verlassen. Das Essen war ziemlich gut; ich verlor aber die Geduld über das unglaublich langsame und ungeschickte Serviren der Kellner. Ein einziger Kellner besorgte das Zerschneiden der Speisen, war das fertig, wurde eine einzige vollgehäufte

Schüssel, statt sie in viele kleine Theile zu vertheilen und auf den Tisch zu stellen herumgetragen. Dieses ging so langsam, daß die eine Hälfte des Tisches schon gegessen hatte, als die andere Hälfte erst zur Schüssel gelangte. Auf den Kellner mit den Braten folgte ein anderer mit der Sauce, auf diesen ein anderer mit Salat. Da dieses aber mit ungleicher Schnelligkeit geschah, so kam die Sauce und Salat als der Braten schon verzehrt war. Der Kellner aus Furcht mehr zu schneiden als gebraucht wurde, schnitt immer weniger so daß er zweimal mit dem Herumtragen einhalten mußte, um neuen Proviant zu holen. Der Kellner gab nie die Schüssel aus den Händen. Hatte jeder seinen Schnitt, stellte der Kellner das Uebrige auf den Anrichttisch und ging fort, und wenn man noch einmal von einer Schüssel haben wollte, war keiner da, es zu bringen. Diese Einrichtung war nicht blos aus Ungeschicklichkeit, sondern gewiß auch aus Gewinnsucht des Wirths so getroffen, der Einem

das zweimalige Benutzen einer Schüssel erschweren wollte. Auch schien es eine Art Unhöflichkeit zu seyn, noch einmal zu fordern, ich sah es nie einen Gast thun, höchstens geschah es zuweilen von einem der jungen Leute, deren Appetit zu gebieterisch war. Wie ganz anders im südlichen Deutschland. In Berlin im ersten Gasthose fand ich gleiche Knickrigkeit im Essen. Dort kostet der Tisch mit einem Schoppen Wein 1 Thlr. 1 gr.

Den 16. März.

Heute der Hofrätthin *** nach Berlin auf ihren Brief geantwortet, den ich vor einigen Tagen erhielt, worin sie und gleichzeitig ihr Schwager, Buchhändler *** in Berlin, mich bat, an einem in dessen Verlage erscheinenden belletristischen Blatte Theil zu nehmen. Abgeschlagen wegen der Censur.

Der Jude Shylock im Kaufmann von Venedig.

Als nach geendigtem Schauspiele die Frauenzimmer nach Hause kamen, erzählten sie, der Gastspieler, der den Shylock dargestellt, sei hervorgezufen worden, habe sich wie üblich zierlich bedankt, und habe unter Anderm gesagt: ein solches Ungeheuer, wie Shylock, finde man zum Glücke in der Wirklichkeit nie. Da war ich recht froh, daß ein schlimmer Husten mich abgehalten, der Vorstellung beizuwohnen. Doch vielleicht hatte der menschenfreundliche Mann nur aus Gutmüthigkeit so gesprochen. Es leben in dieser Stadt viele und reiche Juden, die von ihren christlichen Mitbürgern gehaßt und geneckt werden. Weil nun der fremde Schauspieler der christlichen Einwohnerschaft die Schadenfreude gewährt, zu seinem

Benefize den Kaufmann von Venedig zu wählen, wollte er den Juden, die das Haus bevölkern helfen, wohl auch etwas Artiges sagen. Aber Ernst durfte es ihm mit seiner wunderlichen Rede nicht gewesen seyn; sonst hätte er gezeigt, daß er seine Rolle gar nicht verstanden. Ob es in der Natur jüdische Menschenfresser und Vampyre gibt, oder nicht, darauf kommt es hier nicht an; aber daran ist sehr viel gelegen, daß man nicht glaube, der große Dichter habe uns einen kleinen Judenspiegel für einen Bazen, nach Art des Hundt-Kadowsky, zeigen wollen. Wenn der Himmel uns unwissenden Menschen einen Propheten wie Shakespeare schickt, so geschieht es wahrlich nicht, blos daß er uns lesen lehre, sondern zu größerer Botschaft. Ueberhaupt ist Shakespeare's Sendung das Predigen und das Lehren nicht. Wollte er aber ja einmal ein Schulmeister seyn, so dachte er im Kaufmann von Venedig gewiß eher daran den Christen, als den Juden eine Lehre zu geben.

Shylock's Judenthümllichkeit in Ehren gehalten, diese schöne Moral, die alle ungemünzten Leidenschaften verachtet -- ist doch, sich selbst zum Troste, etwas Großes, etwas Erhabenes in ihm, das auf seine eigene Niedrigkeit mit Stolz herabsehen darf. Shylock ist ein gestiegener Jude, ein Rache-Engel; er hat sich zu einer Höhe hinauf empfunden, wo er fähig wird etwas zu thun, das nicht seinem Beutel wuchert, etwas zu thun für Alle. Er will sein geschmähtes, niedergetretenes Volk an dessen Peiniger, dem Christen-Volke, rächen. Den Geld-Teufel im Shylock verabscheuen wir, den geplagten Mann bedauern wir, aber den Rächer unmenschlicher Verfolgung lieben und bewundern wir. Glaube man ja nicht, es sey eine Kleinigkeit, einem guten, christlichen Manne ein Pfund Fleisch aus der Brust zu schneiden! Das ist wohl eine Kleinigkeit für einen bösen Christen, aber nicht für einen Juden. Der Jude kann grausam seyn von Geist, aber von Herzen ist er es nie; er hat ein weiches, mürbe geschlagenes

Herz, er ist mitleidig, er kann kein Blut sehen. Wer weiß, ob es Shylock ausgeführt, wer weiß ob ihm das Messer, das er so schadenfroh an seiner Sohle gewetzt, nach dem ersten Tropfen Blutes nicht aus den Händen gefallen wäre; Antonio hätte wagen dürfen, es darauf ankommen zu lassen. Und welche Opfer bringt Shylock seiner Rache! Dreitausend, sechstausend, neuntausend Dukaten! Und die Dukaten der Juden, das sind keine gewöhnlichen Dukaten, die sind viel mehr werth, als die andern; ihre Liebe zu ihnen vergrößert sie in ihren Augen. Und nicht bloß diese Summe wagt er, er wagt mehr, die Zinsen dieser Summe; denn mehr ist dem Juden der Gewinn als der Besitz. Konnte Antonio nicht bezahlen zur Verfallzeit? Aber Shylock vertraut den Rachegöttern, vertraut den Meeresstürmen und den gefährlichen Winden böser Gerüchte, und sie täuschen ihn nicht. Auch lasse man sich von Shylock ja nicht irre machen, wenn er sagt, er hasse Antonio, weil dieser, wie ein Narr, Geld

ohne Zinsen verleihe, und dadurch die Zinsen in Venedig herunter bringe, und durch seine Entfernung werde er im Handel gewinnen. Nein, darum haßt Shylock den Antonio nicht. Die christliche Kaufmannschaft in Venedig wird auch nicht aus lauter edlen Antonios bestanden haben, und ein Mann allein, sey er noch so reich, kann den Werth des Geldes nicht verringern. Shylock ist ein Jude, er schämt sich vor sich selbst, baares Geld einer Einbildung aufzuopfern, und er sucht sich darum etwas weiß zu machen. Schwärmt auch der Jude einmal, weiß er doch, daß er krank ist. Aber krank ist Shylock wirklich; nicht den Handelsfeind, den Glaubensfeind verfolgt er in Antonio, und gibt im Fieberwahnsinne vollwichtige Dukaten für eine lustige Empfindung hin.

Der Schauspieler der die Rolle des Shylock übernimmt, mag zusehen, wie er damit fertig wird. Der blutdürstige Haß des Juden soll uns entsetzen, wie jede Glaubenswuth, wie jeder Wahnsinn; aber Ekel und Abscheu darf er nicht er-

wecken, gleich einer körperlichen Krankheit. Shylocks vermaledeite Geldsucht und die Krämpfe, in die gestörter Eigennuß seine Seele werfen, sollen unser Inneres empören, aber lächerlich sollen wir das nicht finden — wenn uns der leibhaftige Teufel erscheint, ist wahrlich nicht Zeit zum Lachen. Nun aber im Teufel den Gott zu zeigen, durch eine Sandwüste von Sünde bis zur kleinen Quelle der Liebe vorzudringen, die so weit entfernt, so verborgen rieselt: das gibt wohl dem darstellenden Künstler Arbeit genug. Denn Shakespeare thut nicht wie gewöhnliche Menschen und gewöhnliche Dichter, die, es ihrem Herzen oder ihrer Kunst bequem zu machen, lebende vermischte Dinge, gleich Scheidekünstlern in ihre todten Elemente auflösen, reine Charaktere darstellen, diese lieben, jene hassen, diese anziehen, jene abstoßen — so thut Shakespeare nicht. Er nimmt nicht Partei, er gibt keinem Recht, als der Sittlichkeit, die lauter im Leben nie erscheint; sondern läßt die Erscheinungen mit einander hadern und

mischt sich nicht in ihren Streit. Der Dichter hat alles mögliche gethan, den Christenhaß des Juden zu rechtfertigen, und mit gleicher Anstrengung bemühet er sich, den Judenhaß des Christen zu entschuldigen. Wie sollte Shylock den Antonio nicht hassen, um so mehr hassen, je besser und edler der Mann ist! Antonio ist gut, edel und hülfreich, nur nicht für den Juden. Er beschimpft ihn vor den Augen aller Welt, er mißhandelt ihn, wo und so oft er ihn begegnet. Ja in dem nämlichen Augenblicke, da er seine Gefälligkeit, sein Geld braucht, vermag er es nicht über sich, seinen Haß, seine Verachtung zu verbergen, und der gute edle Antonio, der seinem Freunde Bassanio alles aufopfert, ist doch nicht edel genug, dem Freunde zu Liebe, einem Juden gütige Worte zu geben. Dann entführt ein Windbeutel von Christ Shylocks Tochter; diese beraubt und verläßt ihren alten Vater, und nur erst mit dem Vorsatz eine Christin zu werden, beginnt sie ihre Befehung damit, den Vater zu verachten, weil

er ein Jude ist. Das könnte wohl das Blut einer Taube in Drachenblut verwandeln. Der Christ haßt den Juden, der Jude vergilt es dem Christen, und indem er es thut, rächt Shylock die verspottete Tugend auch an sich selbst. Er gibt Geld hin, sein Volk zu rächen und erfährt, daß Gold nicht Herr der Welt ist, wie der Jude glaubt, sondern daß Liebe mächtiger ist als Gold, selbst im Juden.

So oft ich Shakespeare lese, habe ich einen wahren Kummer, daß er nicht in unsern Tagen lebt, sie uns klar zu machen. Es ist, als geschähen die Geschichten nicht auf die gehörige Art, wenn kein rechter Meister da ist, der sie auf die gehörige Art erzählt. Ein Charakter, ein Verhältniß, die dieser große Dichter nicht geschildert, weil sie ihm unbekannt waren, ist wie ein Buch ohne Titel, dessen Inhalt wir erst zusammenlesen müssen. Es geschieht oft, daß große Zeiten keine großen Geschichtschreiber, Dichter oder Künstler finden, die fähig wären, sie würdig

zu beschreiben, zu schildern oder bildlich darzustellen. Die vornehmen Geschichten sind zu stolz, zu unruhig oder zu beschäftigt, gewöhnlichen Künstlern ruhig zu sitzen. Diese können ihre Züge nur im Fluge erhaschen, oder müssen warten bis die Zeit gestorben, um dann von ihrer Leiche einen Abguß zu nehmen, dem das Leben fehlt, wie dem Urbilde. Einem Maler wie Shakespeare aber halten die Zeiten stille, wohl wissend, daß die Natur nur der Kunst ihre Unsterblichkeit verdankt. Wie hätte Shakespeare unsere Shylock's, die großen Shylock's, mit christlichen Dresdenbändern auf jüdischem Rockelor, geschildert! Wie hätte er die papierverkehrenden Shylock's ohne Rockelor gezeichnet, die das Fleisch und Blut ganzer Völker in Scheinen besitzen, und die nicht mit Lumpen Papier, sondern mit Papier Lumpen machen! Wie hätte er die Ruchlosen dahin gemalt, welchen Gott ein Finanzminister ist, der spricht: es werde! und es wird eine papierne Welt; Adam, der erste Bankier; das Paradies,

ein seliger Pari-Stand der Staatspapiere; der Sündenfall, der erste Fall der Course; welchen die Blätter der Geschichte Metalliques, Bank-Actien, Partiale sind; welchen der jüngste Tag ein Ultimo ist; Gott Mars, der dem Ruhme, der Ehre, dem Glücke der Völker, dem Glauben, dem Rechte und andern solchen schönen Dingen die Ruhe der Course aufgeopfert, ein vermaledeiter Baisfier; Sultan Mahmud, der Beschützer der christlichen Papiere, ein großer Mann, ein gewaltig großer Mann, ein zweiter Josua; der österreichische Beobachter, das sechste Buch Mosis! O, wie hätte Shakespear, dieser große Wechsel-Mäfler zwischen Natur und Kunst, der das Geld der einen gegen das Papier der andern eintauscht, die Geheimnisse der Börsenherzen aufgedeckt! Wie hätte er unsere Börsenleute dahin gestellt, welche die Griechen ein „Lumpenvolk“ schelten! — Hört Ihr Cato's Asche lachen? — Was hat der venetianische Shylock gethan? Dreitausend gute Dukaten für ein armes Pfund Christenfleisch

hingegen; das Gelüste war wenigstens theuer bezahlt. Aber unsere Shylocks, alten und neuen Testaments, ersäufen für ein Achtelchen ganz Hellas, als wär's ein blindes Käzchen. Der Shylock von Venedig war ein Lamm, ein Kind, eine gute Seele; und doch hat der Schauspieler oben, in Frankfurt gesagt: ein Ungeheuer, wie Shylock gäbe es nicht in der Natur, und Shafespeare sey ein Verläumder! O, guter Schauspieler! Die Geschichte lügt, wenn sie Menschen Christen nennt, weil ihre Ahnen Wurst gegessen; aber Shafespeare lügt nicht.

Hundertundzehnter Brief.

Ems, den 3. Juli 1829.

Lieber Schutzgeist!

Gestern um vier Uhr Mittag bin ich hier angekommen, so wohl als es unter meinen Umständen nur möglich ist. Gestern Mittag während des Regenwetters war ich unter Dach in einem Dorfe. Als ich in Ems einfuhr ging die Sonne auf. Mit Logis hatte ich Noth. Ich habe endlich eines gefunden. Es stehen zwar Häuser gegenüber, aber niedrige und ich sehe darüber aus meinem zweiten Stock hinaus auf die Berge und rechts ganz ins Freie. Es ist recht ländlich.

Der Hofrath *** lud mich gestern im Vorbeifahren zu sich ein, und ich wartete in seinem Zimmer und ließ den Conrad in Begleitung eines hiesigen Commissionärs unterdessen Logis suchen. Der ***, eine Carrikatur von Habsucht, speculirt auf mein Honorar der gesammelten Schriften. Er. „Herr P. hat mir Ihre Werke geliehen, Sie haben sie für fünftausend Gulden verkauft?“ Ich. „Für siebentausend, die aber noch nicht bezahlt sind.“ Da fragt sich mein *** hinter die Ohren, wie einer der sagt, o weh! Aber ganz förmlich gefragt, wie der Berlegne in der Comödie. Er wird mich Vormittag besuchen, um von meiner Gesundheit zu sprechen.

Es wird hier glänzender als je. Der König von Württemberg kömmt her und der König der Niederlande. Der König der deutschen Schriftsteller ist gestern angekommen.

Hundertundelfter Brief.

Ems, den 5. Juli 1829.

Ihren Brief habe ich empfangen. Geniren Sie sich nicht, wenn Ihnen Zeit und Muße mangelt, mir jeden Brief zu beantworten. Sie haben Ruhe nöthig. Ich werde Ihnen so oft als möglich von meinem Befinden Nachricht geben. Das Schreiben genirt mich nicht, im Gegentheil es zerstreut mich heilsam und beschäftigt meine gereizte Einbildungskraft. Es bessert sich mit mir, wenn auch, wie natürlich, langsam. Das Wetter ist schlecht. Weder den Brunnen noch das Bad konnte ich anfangen. Das thut aber nichts. Die Zeit ist mir auch heilend. Meine

armen dünnen Beine fangen schon an dicker zu werden. Ich bin mit meinem Logis ganz zufrieden. Es fehlt mir nichts. Die Wirthsleute sind ordentlich und gefällig. Machen Sie sich gute Tage, so viel Geld sie machen kann. Fahren Sie, machen Sie Reisen. Wenn Sie bei Ihrer Schwester angenehm leben, würde ich mich nicht eilen auf's Land zu ziehen. Man muß das gewisse Gut dem ungewissen Besser vorziehen.

Den 7. Juli.

Gestern Morgen ging ich zum ersten Mal an den Brunnen. Der schlimmste Umstand bei meinem Uebelbefinden ist der Arzt, der miserable ***. In meinem nächsten Briefe muß ich mir über ihn Luft machen, daß ich nicht plaze vor Aerger. Den will ich pressen!

Als ich vor einigen Tagen zum Erstenmale wieder mit Leichtigkeit Stiefel anzog, freute ich mich, wie ein Bübchen mit den ersten Hosen.

Wenn Sie Zeit haben, schicken Sie mir die Sachen, die ich früher oder später brauchen werde.

Hemden und Halstücher zum Windmachen; drei Pfund Taback; eau de Cologne; ein Pfund Gesundheitschokolade; das Blatt der Iris.

Conrad erzählt mir eben, der König von Württemberg käme heute, und es wären im Courthaus vierzig Diners bestellt worden. Er wollte sagen Couverts.

„Ein Mann wie Sie!“ sagt immer der Hofrath. O wie will ich ihn pressen! Hätte ich nur schon meine Jabots und Manchetten.

Adieu. Gibt es gar keine Neuigkeiten? —

Hundertundzwölfter Brief.

Ems, den 8. Juli 1829.

Von meinem Befinden habe ich nur Gutes zu berichten. Meine nervöse Leiden verschwinden nach und nach. Der Schwindel bleibt aus, der Heißhunger der mich so sehr gequält nimmt ab, aber an Migräne, an lächerlichen Weiberkopfschmerzen leide ich noch. Ich schäme mich dessen. Eine Heldenseele wie ich und hysterische Kopfschmerzen! Unser Conrad ist ein merkwürdiges Geschöpf. Zwar Neues entdecke ich nicht an ihm, aber ich fange doch jetzt erst an, ihn dramatisch aufzufassen. An Aufmerksamkeit, Dienst-

besonnenheit und Treue ist er der Alte und alles Lobes werth. Ich fürchte aber, wenn ich gesund seyn werde, halte ich es nicht mit ihm aus. Er hätte selbst einen Bedienten nöthiger als ich, er ist gar zu schwach. Wenn er mir ein paar Minuten den Rücken frottirt, stöhnt er zum Erbarmen. Auf dem Wege nach Schwalbach mußte er eine Stunde bergauf gehen, und da fiel er bald um. Ich ging auf diesem Wege einmal zu Fuße, und der Wagen war zehn Schritte voraus. Ich sagte ihm dem Walter zuzurufen, daß er halte, und da hatte er nicht die Kraft sich hören zu machen. Er rief „Herr Walter“ wie ein von Küssen ersticktes Mädchen. Sein süßes Sprechen macht mir Herzweh. Ganz wie Herr v. Fistel *), ohne Consonant. Wenn er Hühnchen, Brödchen sagt (anders spricht er nicht) wird mir übel. Besonders das Französische spricht er so unleidlich weich und richtig aus. Eau de

*) Der Narr im weißen Schwan. Gesammelte Schriften.

Colon-je sagt er, daß mir schaudert. Er ist für einen Arzt ein merkwürdiges physiologisches Exemplar. Er ist links, und daher glaube ich, kömmt seine Schwäche. — Gestern war der Hofrath *** bei mir (ohne Noth und ungerufen) und da legte er auf einmal die Hand auf die Brust, schneidet Gesicht und sagt: Hören Sie, das Sprechen mit Ihnen strengt entseßlich an. Das war nun eine lächerliche Komödie. Er spricht gewöhnlich so laut, daß ich ihn dreißig Schritte weit hören kann, und er saß hart neben mir. Die Brustschmerzen hatte er infam gelogen, um sie auf Rechnung zu setzen. Es macht mir Vergnügen von ihm zu sprechen, mein Aerger über ihn ist solcher Art, daß er meine Nerven stärkt, wie jede active Malice.

Donnerstag, den 9ten.

Aus einem Ihrer Briefe ersehe ich, daß ich Ihnen geschrieben, ich wohnte im zweiten Stock. Sie fanden das hoch. O, was muß ich, als ich das schrieb, noch für einen Schwachkopf gehabt

haben. Heute sah ich zum Fenster hinaus und bemerkte, daß ich so niedrig wohnte, rief den Conrad und fragte: wohnen wir denn nicht im zweiten Stock? Ei bewahre, lispelte dieser, im ersten. Und so ist es auch und noch dazu eine ganz kurze Treppe von nicht zwanzig Stufen. Mein Essen lasse ich mir aus dem Kurhaus kommen. Es ist sehr gut, kostet aber 1 Gulden 36 Kreuzer. Das wohlfeilere aus anderen Wirthshäusern war gar nicht zu genießen. Setzt einige Worte von unserem Conrad in Eß-Angelegenheiten. Ich bekomme jeden Mittag zwölf Schüsseln, manchmal mehr. Die Suppe theile ich gut- und großmüthig mit ihm, ob ich sie zwar allein essen könnte. Dann behalte ich eines der beiden Gemüse ohne die Beilage, und einen halben Hahn oder so etwas. Das übrige alle bekommt Conrad. Er hat also Suppe, Rindfleisch, Gemüse und zwei Beilagen, wenigstens noch zwei verschiedene Fleischspeisen, Fisch mit Kartoffel, Mehlspeise, Compott, einen Teller mit ein Pfund Kirschen, einen

Teller mit Dessert. Sollten Sie nun wohl glauben, daß er das alle aufißt, und nicht die Ueberwindung hat, sich auf den Abend mehr als etwa zehn Bissen Rindfleisch aufzuheben, so daß er eigentlich Abends hungern müßte, wenn er sich nicht an Butterbrod satt äße? Das Komische ist, daß es bei ihm nicht als Gefräßigkeit erscheint, sondern als Leckerei. Er ißt mit einem vornehmen Anstande, wie ich mir denke, daß Ludwig XIV. gegessen hat. Der Stuhl steht eine halbe Elle weit vom Tische entfernt. Darauf sitzt er kerzengrad angelehnt, streckt den Arm weit aus und bringt das Essen mit majestätischer Langsamkeit an den Mund. — So eben erhalte ich das Paket vom Fuhrmann. Küsse die liebe Hand für die schönen Sachen. Es ist doch angenehm wenn man eine gute Seele hat, die einem alles so treu besorgt.

Ich beschwöre Sie, lesen Sie den romantischen Oedipus von Graf Platen, der kürzlich erschienen ist. Die ganze Komödie

ist gegen Immermann gerichtet, der darin unter dem Namen Nimmermann erscheint. Der Platen ist ein gewaltiger Geist. Ich bin noch nicht mit mir einig, ob sein Verdienst größer ist, oder sein Stolz. Nie ist mir ein Mensch vorgekommen, der sich mit solcher Unerfroffenheit lobt, und alle Andere mit solcher Frechheit unter die Füße tritt. Immermann ist auf's schmäblichste und unverdienteste herabgesetzt. Gegen Heine ist auch eine Scene darin, der als getaufter Jude auf das Unverschämteste gelästert wird. Da ist von Knoblauchgeruch und dergleichen, vom Samen Abrahams die Rede. Heine wird sich ärgern, denn in der Satyre ist auch gar nichts, woraus seine Eitelkeit sich eine Befriedigung distilliren könnte. Auch Raupach wird schmäblich gelästert und ein Jüdchen gescholten. Houwald wird zermalmt. Merkwürdig ist die Begegnung, daß Platen über einige Stellen in Immermanns Tyroler, und dann über Houwalds Feinde sich fast wörtlich lustig macht, wie ich es gethan.

Gegen Immermann scheint Nachsicht im Spiele zu seyn, ich glaube er hat früher den Platen herunter gemacht. Kaufen Sie sich das Buch, es ist sein Geld werth. Wenn Platen nicht ein verrückter, eitler Narr ist, ist er (oder vielmehr wird er werden) der größte Dichter, den die Deutschen noch hatten. Es ist nicht möglich dieses ungeheuere Selbstgefühl eigenen Werthes zu haben, und es so unbedenklich auszusprechen, wenn ihm nicht eine ungemeine Kraft zum Grunde liegt. Platen ist kaum dreißig Jahre alt. Die Kraft seiner Sprache, seine Vereskunst ist ohne Gleichen. Im Oedipus ist Platen ganz Aristophanes, aber ganz. (Was die gelehrte Frau aber nicht wird zu beurtheilen wissen.)

Der rohe Schinken, mein liebstes Essen, ruiniert meine ökonomischen Verhältnisse. Drei Schnittchen dünn wie Goldschlägerblättchen kosten achtzehn Kreuzer. Ich brauche drei Portionen meinem Appetit genug zu thun. Wahrhaftig, wenn Sie mir einen schicken, das würde meinen Vermögensumständen

wieder aufhelfen. Aber ich mißbrauche Ihre Gefälligkeit. Schreckliche Prellerei ist hier im Essen. Man hat es darauf angelegt, mir Geizhals, das Herz zu brechen. Erst heute fand ich Gelegenheit bei einer Bauerfrau das Pfund frische Butter für sechszehn Kreuzer zu kaufen. Bis jetzt mußte ich im Kurhaus jede Portion mit sechs Kreuzer bezahlen, so daß ich ausgerechnet, daß mich das Pfund auf achtzehn Bagen kam.

Hundertunddreizehnter Brief.

Ems, den 11. Juli 1829.

. . . . Heute begegnete mir ***, und sagte, daß sie mich schon seit vier Tagen gesucht. Mein Name sei falsch gedruckt. Und richtig heiße ich in der Kurliste wieder falsch Bärne. Es ist eine wahre Neckerei des Schicksals, daß seit drei Monaten mein Name immer falsch gedruckt wird, damit ich daraus ersehe, daß ich kein berühmter Mann bin. — Heute ging ich spazieren, Conrad, wie gewöhnlich, ehrerbietig hinter mir. Da höre ich flüstern, sehe mich um, und mein Conrad unterhält sich mit zwei Damen. Ich bekümmere mich nicht darum. Später fragte ich ihn, was

denn die Damen von ihm gewollt, und da sagte er mir, sie hätten sich nach meinem Befinden erkundigt. Mehr konnte ich nicht aus ihm heraus bekommen. Aber die Unterredung hat eine Viertelstunde gedauert. Bei jedem Spaziergang muß ich über den Conrad lachen und mich ärgern. Er grüßt alle Welt. Nun geht er zwar immer hinter mir, aber wahrscheinlich weil er so elegant gekleidet ist, eine militärische Haltung hat, und ihm vielleicht sein Tschakko das Ansehen eines Offiziers gibt, erwiedern die Frauenzimmer mit solcher Höflichkeit seinen Gruß, daß sie oft von den Bänken aufstehen und sich verneigen.

Sonntag, den 12. Juli.

Ihr heutiger Brief ist zum Küssen, erstens weil er lang, dann weil er lieb, und endlich weil er voll der besten und schönsten Esswaaren ist, ein wahre Speisekammer, ich könnte den Brief aufessen. Von Ess-Angelegenheiten werde ich auch hauptsächlich schreiben. Lachen Sie mich nicht aus, aber Essen und Trinken hat jetzt auf mein Befinden

den größten Einfluß. Ich bin immer noch nicht im gehörigen Takte mit meiner Kranken=Diät, und das Schlimme bei der Sache ist, daß es mir hierin ergehen wird, wie ich in meinen Schriften in den Nudeln gesagt: bis ich die Erfahrung erlangt, wird die Krankheit vorüber seyn, und ich kann sie dann nicht mehr brauchen. Die Chokolade ist vortrefflich, ob es aber Gesundheitschokolade ist, das kann ich nicht herauschmecken. An der die ich erhalten, hat eine Tafel gemangelt. Haben Sie sie genommen oder sonst wer? Stellen Sie die genaueste Untersuchung darüber an. Schneiden Sie dem Bernhard den Bauch auf, oder jedem Andern, der etwa das Paket gemacht. Ich möchte gern wissen, ob die Tafel in Frankfurt oder hier weggekommen. Auf den Schinken freue ich mich ungeheuer. Mit der Suppe werde ich eine Aenderung treffen, weil Sie mich so feierlich beschwören. Das ist rechte Weiberart, auf Suppe Gewicht zu legen. Ich könnte sie das ganze Jahr entbehren. Glauben

Sie denn im Ernste, daß ich geizig bin, mir wegen der großen Ausgaben hier Verdruß einrede, oder gar aus Defonomie mir etwas versage? Kennen Sie mich so wenig? Ich prahle nur mit meinem Geize, im Grunde aber bin und bleibe ich der Alte. — Seien Sie nicht besorgt, daß mich das Brieffschreiben anstrengt. Erstens ruhe ich mich dazwischen aus, und an meinem letzten Brief, wie Sie sehen können, habe ich ja drei Tage geschrieben. — Ich werde Ihnen wahrscheinlich, wenn mir der Himmel etwas Wiß bescheert, in diesen Tagen einen kleinen Artikel für das Deutsche Journal schicken, worin ich gegen das hiesige Weisbrod und Mürbes losziehen werde. Es ist eine wahre Schmach für die hiesige Polizei und die Brunnenärzte, solches unverdauliches giftiges Zeug zu dulden. Die Milchbrode sind nicht zur Hälfte ausgebacken, fast ganz der rohe Teig. Ich weiß mir gar nicht zu helfen, und muß mich beim Frühstück an Zwieback halten, die hier aber auch nur Einback sind.

In Frankfurt würde die Polizei solche Semmel in den Main werfen, und die Becker bestrafen. Ueberhaupt werde ich, wenn ich nach Frankfurt komme, es nicht länger verschieben, und — wahrlich nur des allgemeinen Besten, nicht meiner persönlichen Klagen willen — alle die Mißbräuche bekannt machen, die ich in Ems schon seit fünf Jahren beobachtet. Ich bin überzeugt, daß ich dadurch Gutes stiften, und die Nassauer Regierung, die für Bäder- und Medizinalpolizei überhaupt vortrefflich sorgt, veranlassen werde, die Klagen zu untersuchen und ihnen abzuhelpfen. Unter den Bregelartikel aber im Deutschen Journal werde ich, weil ich noch hier seyn werde, wenn er gedruckt wird, meinen Namen nicht setzen.

Adieu liebe Köchin. Nur alles weiter gut besorgt.

Hundertundvierzehnter Brief.

Ems, den 13. Juli 1829.

. . . . Etwas sehr Nöthiges bei meiner guten Hoflieferantin zu bestellen, habe ich vergessen, nämlich: Federzahnstocher. Sollte man glauben, daß man solche hier nicht bekommen kann? Heute habe ich zum ersten Male gebadet. Das viertelstündige Bad hat mich aber so matt gemacht, daß ich kaum die Beine aufheben konnte. Das gehört zur Geschichte.

Damen-Besuche habe ich gehabt, von *** und von . . . Im ersten Falle war ich zu meinem Leide, im andern zu meiner Freude nicht zu Hause. Wenn ich den einen Fall von dem andern

abziehe, bleibt viele Freude übrig. — „Das Wetter ist trübe“ sagt der Conrad. Ich würde ihm einen Groschen geben für jedesmal, daß er das e wegließe und trüb sagte. Es macht mir Herzweh. Was kann ich aber thun? Trübe ist wenigstens richtig deutsch. Die weiche gemüthliche Seele setzt aber auch aus lauter Liebherzigkeit ein e hin, wo es nicht hin gehört. Er sagt reine, feine, kleine, statt rein, fein, klein. Das ist ein Mensch wie das hiesige Weisbrod. Gar nicht ausgebacken. Ich möchte ihn mit seiner Geliebten sprechen hören.

Dienstag, den 14. Juli.

Dank für die Neuigkeiten. Aber ich habe für nichts in Ihrem Briefe Sinn als für den Milchfuchen. Das ist ein himmlischer Gedanke! Acht, ja vierzehn Tage bliebe er genießbar, wenn in Chokolade eingetaucht. — Für einen Wagen kaufen bin ich nicht. Habe ich erst den, habe ich gewiß keine Geduld in Frankfurt.

Hundertundfünfzehnter Brief.

—
Ems, den 16. Juli 1829.

Warum habe ich heute keinen Brief bekommen? Warum? Weil meine Krankheit und Ihre Sorge abnimmt. So gleicht sich alles aus im Leben. Der . . . hat mich gestern an einem Tage zweimal besucht, mich aber nicht zu Hause gefunden. Warum besucht mich der Mensch, der doch in Frankfurt nie bei mir war? Ist das nicht die größte Dummheit oder Unbescheidenheit? Uebrigens werden mich keine Besuche belästigen, da ich meiner Wirthin aufgetragen, es möge kommen wer wolle, zu sagen, daß ich nicht zu Hause wäre, ausgenommen Sie. Der Geizhals ***

trinkt aus einem Glase, das zwei Schoppen hält, damit er nicht lange hier zu bleiben braucht. Den hat mir Dr. Reis über den Hals geschickt, der ist, glaube ich, sein Arzt. Das will ich ihm gedenken. Um des Himmels willen schicken Sie mir den Kuchen nicht mit der Post, das würde mich ja in ganz Ems lächerlich machen. Es ist eben so gut wenn Sie ihn mit dem Fuhrmann schicken. Aber Unglückliche! Warum zaudern Sie mit dem Schinken? Die ganze Woche freute ich mich darauf, der morgige Fuhrmann würde ihn mitbringen, und jetzt kommt er nicht. — Daß der Savigny auch von Berlin weggeht, das wußte ich ja gar nicht. Wo geht er denn hin? Der Gans ist ein prächtiger Kerl, zieht durch seinen lebhaften geistreichen Vortrag viele Zuhörer an, und es freut mich, daß er die zwei Pedanten und Mystiker aus dem Felde geschlagen.

Charfreitag den 17. Juli... Wie beneide ich die *** um ihre Sennhütte. Das wäre jetzt so etwas Schönes für mich. Ich habe eine

ungewöhnliche Sensualität nach reiner besonders Bergesluft. Ich gehe gewöhnlich bei gutem Wetter einen schönen Spazierweg, der den Wald hinan führt und bringe da zwei Stunden mit Sizen zu. Denn der Weg ist in zwanzig Minuten zurückgelegt. Und da oben ist mir ganz wohl, wenn die Luft frisch ist. Aber das ist selten der Fall. In Ems ist die Luft entweder schwül oder kalt. Wir sollten nach vollendeter Kurzeit noch eine kleine Schweizerreise auf mäßig hohe Berge machen. Es ist doch ein Beweis von Schwächung, daß mich die Luft so erquickt. Das Herz geht mir auf, wenn nur im Nebenzimmer weit von meinem Sitze das Fenster geöffnet wird. Dieses Gefühl hatte ich früher gar nicht. — Der *** erzählte mir viel vom jungen Hiller in Paris. Die berühmtesten Künstler besuchen ihn: Cherubini, Rossini u. a. Kürzlich war er bei Lafayette, wo er alle merkwürdigen Staatsmänner, Deputirten getroffen. Lafayette zeigte ihm die Original-Urkunde des amerikanischen Freiheitsvertrags, der vor funfzig

Jahren geschlossen. Ich alter Esel schäme mir die Augen aus dem Kopfe, daß ich so lange in Paris war, und kaum einen berühmten Mann kennen gelernt habe, was mir doch so leicht gewesen wäre. Schreiben Sie dem alten Esel oft, und verzeihen Sie ihm seine langen Ohren wegen seiner langen Freundschaft.

Hundertundsechszehnter Brief.

Ems, den 17. Juli 1829.

.....

.... Nein, so eine liebe Seele gibt es nicht mehr als eine gewisse Person ist. Ihre Mittel, junge unerfahrene Leute zu fesseln, sind doch unerschöpflich. Was war das heute wieder für eine angenehme Schachtel! Für den Verfasser der Wage gibt es kein größeres Entzücken als jeden Freitag durch den Fuhrmann ein Paket zu bekommen. Ich gebrauche die Politik, den Frachtbrief mit dem Verzeichnisse der Sachen vor Deffnung des Pakets nicht zu lesen, sondern dasselbe zu

öffnen und mich überraschen zu lassen. Alles was Sie mir heute geschickt, ist sehr liebenswürdig, besonders die Lebkuchen. Die Leute, die nicht wissen, daß ich als Reconvaleszent hierher gekommen und die Krankheit schon im Rücken hatte, sondern die glauben, ich hätte die frische Krankheit mit hierher gebracht, können sich über meine schnelle Besserung nicht genug wundern, und sie wünschen mir Glück. Das werden nun die Interessenten dem Bade zuschreiben, vielleicht gar dem Arzte. Nun, diese Freude kann ich ihnen lassen, da ich den Vortheil davon habe. *** sagte mir, in Frankfurt habe er so viel Bedenkliches von meinem Uebel gehört, und es freue ihn mich gar nicht so schlimm zu finden. Es muß ihm wahrhaftig einer erzählt haben, ich wäre so etwas wie übergeschnappt, denn schon einige Mal hat er mich gefragt, ob mir der Kopf wieder klar wäre. Ich bin willens, ihm morgen obigen schönen Artikel vorzulesen, damit er sehe, daß ich noch das alte Genie bin.

Samstag den 18. Juli. — Ich lese jetzt die mémoires d'une contemporaine, die mich sehr amüsiren. Das ist die contemporaine, von welcher ich im sechsten Zinsthaler gesprochen habe. Aber ihr Buch kannte ich noch nicht. — Der gute *** hat den besten Willen gehabt, mich zu loben; aber unglücklicher Weise versteht er weder das Gehörige auszuziehen, noch mich überhaupt. Da hat er den Satz über Vernichtung des Pöbels so mißverstanden, daß er glaubte, ich hasse und verachte den Pöbel und wolle ihn todt schlagen, da ich doch unter Vernichtung des Pöbels nur dessen Beredlung verstand. Wie dieser *** ist das Publikum. Unter hundert Lesern versteht nur einer den Verfasser.

X. X. Eine Novelle.

Ich wußte schon seit acht Tagen, daß er heute hier ankommen würde. Ich bereitete mich auf diese fürchterliche Stunde durch alle Trostgründe vor, die mir Religion und Philosophie darboten.

Auch wußte ich, daß er nur komme, seine Nichte abzuholen und am nehmlichen Tage wieder abreisen würde. Abweisen durfte ich seinen Besuch nicht, weil das gute Lenchen dreimal in meiner Wohnung war, mich zwei Mal verfehlt hatte, und das dritte Mal von dem Konrad abgewiesen worden war. „Weil Sie schliefen,“ sagte der elegante Redner, da ich darüber mit ihm zankte. Ich hatte Lenchen gebeten, wenn ihr Onkel mich besuchen würde, ihn Nachmittags zu mir zu schicken, weil ich nach dem Essen und Mittagschlaf am muntersten, und am geschicktesten bin, einen unerträglichen Menschen zu ertragen. Jetzt saß ich nach zwölf Uhr als bald Essenszeit war und las, kömmt mein X. Ich ließ ihn auf dem Sopha neben mir sitzen. Es dauerte keine fünf Minuten und sein Geschwätz machte mir schon Kopfsweh. Ich dachte, durch seine Nichte gewiß von meiner Schwäche unterrichtet, würde er mich beim ersten Winke sogleich verlassen. Ich rief also den Conrad und sagte

ihm, er solle gehen mein Essen zu bestellen. Jetzt dachte ich, der X. wird aufstehen. Aber nein. Der schreckliche Mensch sagte: essen Sie zu Hause? Nun, da esse ich eine Suppe mit Ihnen, ich habe Leibschmerzen und mag nicht an die Wirthstafel gehen. Als ich diese fürchterlichen Worte vernahm, dachte ich, der Donner erschläge mich. Ich überlegte schnell, daß wenn ich auf diesen Vorschlag einginge, der Mensch bis drei Uhr bei mir bleiben würde, bis seine Nichten (er hatte Sophie mitgebracht) die im Kurhause aßen von Tische kämen. Ich sagte also: Herr X., mein Essen kömmt erst in einer Stunde, das möchte Ihnen zu lange dauern, ich will Ihnen lieber gleich eine Suppe holen lassen. Das war er zufrieden und ich schickte Conrad nach der Suppe. Aber ehe dieser zurückkam, nahm meine Geduld mit X. ein Ende und ich sprach mit matter Stimme, nachdem ich mir zur Bekräftigung meiner Rede die Stirne mit Eau de Colon-je gewaschen: Herr X., nehmen Sie mir's nicht übel, es wird mir

übel. Darauf ließ ich meinen Kopf auf das Kissen neben mir sinken, stöhnte und schloß die Augen. Jetzt wird er doch gehen! O nein. Er sagte: geniren Sie sich gar nicht, nahm ein Buch und las darin. Ich hätte ihm mit meinen Füßen, die nach ihm gerichtet waren, Tritte geben mögen. Als nach einigen Minuten Conrad mit der Suppe noch nicht da war, sprang ich vom Sopha auf, und sprach: Herr X. seien Sie nicht böse, ich bekomme eine Ohnmacht; wankte nach meinem Bette und spielte ganz natürlich den Ohnmächtigen. X. sagte: gut, gut, ich gehe, und ging. Er ging wo er hereingekommen war durch's Nebenzimmer, durch Conrads. Als er fort war erhob ich mich aus meiner Ohnmacht und lachte vor Vergnügen. Jetzt höre ich Conrad zurückkehren. Ich springe auf und gehe ihm in seine Stube entgegen. Wen finde ich da? . . . X. Conrad hatte die Thüre zugeschlossen und er konnte nicht fort. Jetzt da die Suppe da war, setzte er sich an Conrads Tisch und aß sie. Darauf

zog er den Geldbeutel heraus. Ich fragte ihn: Herr K., Sie werden doch die Suppe, die Sie bei mir essen, nicht bezahlen wollen? Er erwiderte: nun, ich werde doch dem Bedienten ein Trinkgeld geben dürfen! Das ließ ich gelten, ging wieder nach meinem Bette und legte mich in Ohnmacht. Als er fort war, fragte ich Conrad, wie viel er ihm gegeben? Er sagte, Trinkgeld habe er ihm eigentlich nicht gegeben; er habe gefragt was die Suppe koste, und habe diese bezahlt. Ist das nicht ein doppelt elender Mensch? Erstens, daß er mich plagt und Suppe bei mir essen will, die er ja in jedem Gasthose haben kann, und zweitens, daß er so unverschämt ist, die Suppe in meinem Zimmer zu bezahlen. Wahrscheinlich blieb er aus Geiz von der Wirthstafel weg, wo doch seine beiden Nichten aßen. Oder die Sache kann noch anders gedeutet werden. Lenchen K. blüht wie eine Rose, und ihrer Gesundheit wegen war sie gewiß nicht hier. Sie kam in Begleitung der Justizräthin *** aus . . . K. hat

sie wahrscheinlich in dieser Gesellschaft das Bad besuchen lassen, weil er versuchen wollte, ob nicht etwa ein Beamter an seiner Nichte als Mann hängen bliebe. Jetzt dachte mein K., was soll ich noch am letzten Tage, um einer Stunde willen, mich in den Kursaal setzen, mich als Onkel darstellen, und so vielleicht alles stören und verderben? Und darum setzte er mich in Verzweiflung mit seinen Leibscherzen und seiner Suppe. K. soll Leibscherzen haben! Woher? Ein Geizhals hat nie Leibscherzen.

Ende der Novelle.

Stellen Sie sich nur einmal vor, der Conrad ist ein Poet! Vorhin brachte er mir beiliegendes Gedicht, das er im vorigen Jahre für eine Freundin gemacht. Lesen Sie und staunen Sie. Sie müssen nicht übersehen, daß die Anfangsbuchstaben der Verse, herabgelesen, den Namen Johannes Wagner bilden. So ein Genie von Bedienten gibt es nicht mehr. Ich fange an, mich vor ihm zu fürchten. Er ist vielleicht heimlich

ein großer Schriftsteller und rezensirt mich einst fürchterlich. —

Sonntag den 19. Juli. Als ich heute Ihren Brief mit der schrecklichen Nachricht bekam, daß ich den Kuchen mit der Post erhalten sollte, gerieth ich so in Zorn, daß ich Sie wollte hinrichten lassen. Denn ich glaubte, die fahrende Post käme nur jeden Donnerstag hier an, und bis dahin wären die guten Sachen trocken geworden. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich aber, daß auch heute Abend eine kömmt, und da werde ich die Strafe für Ihren Ungehorsam mildern. Aber Strafe haben Sie verdient. Es hätte ja Zeit gehabt bis Mittwoch. Indessen werde ich alles mit dem größten Appetit verzehren trotz meiner Wuth. Ich bin sehr begierig auf Ihre Schinken=Moral, und ich werde sie befolgen, wenn sie nicht gar zu streng ist. Ich habe mich anders besonnen, ich erlasse Ihnen alle Strafe. Im Gegentheil, ich küsse Ihnen tausendmal die Hand, für alle die Güte und Sorgfalt, die Sie mir

armen Sünder erzeigen. Heute Abend wenn der Schinken kömmt, werde ich sehr gerührt seyn und wahrscheinlich einige Thränen vergießen. — Der reiche Berna ist hier. Nun wollte diesen Morgen der Briefträger dem Conrad einen Brief an Berna für mich geben. Da das auch umgekehrt geschehen kann, so kann es sich treffen, daß Berna mein Paket erhält. Wenn der aus Unachtsamkeit es öffnete und Ihre Schinken-Philosophie läse, das gäbe ein Gegenstand der Medisance für den ganzen Winter in Frankfurt. Ist Ihnen nicht Angst? —

Hundertundstebzehnter Brief.

Ems, den 20. Juli 1829.

Ich habe die Schachteln richtig erhalten. Ungeheuer! Ich habe einen Gulden vierzig Kreuzer Porto zahlen müssen. Durch den Fuhrmann hätte es nur vier und zwanzig Kreuzer gekostet. Der Milchfuchen sieht appetitlich aus, ich werde ihn morgen früh anschneiden. Der Schinken hat auch gutes Ansehen. Viel ist es nicht, denn die Hälfte ist Speck und nicht genießbar. Ich werde ihn heute zum Abendessen versuchen. Aber Ihre Schinken-Moral ist zum Lachen. Conrad zwar ist so dumm wie Sie, und wenn ich sagte: kosten Sie einmal den Schinken, denn wenn er nicht ganz

gut ist, mag ich ihn nicht — würde der ehrliche Narr sagen: o er ist vortrefflich! statt, wenn er ein Bedienter wäre, wie er sein sollte, ein Intriguant, er sagen würde, der Schinken ist schlecht, damit er ihn allein für sich behielte. Aber meine Hausleute — die soll ich um ihre Meinung fragen, und soll abwarten, wie sie den Schinken verdauen? O wie dumm sind Sie! Die würden sagen: Pfui er stinkt. Und was die Verdauung betrifft, so ist mein Wirth ein Gärtner, sein Sohn ein rüstiger Bengel, seine Tochter eine Wäscherin; die können Steine verdauen. Seien Sie doch außer Sorge, was kann denn an einem Schinken bedenklich seyn, sobald er nicht riecht? Auch wird er mir nicht verderben, er hängt in der Rauchkammer meines Wirths. Aber ich werde den Schinken zu einem nützlicheren und schöneren Gebrauche verwenden als zum Essen. Ich werde mich damit bewaffnen wie mit einer Keule (diese Form hat er ja ganz) und am Brunnen und im Garten, die abscheuliche Rotte zudringlicher Men-

sehen von mir abhalten. Sie kommen mir zwar nicht nahe, denn ich sehe aus wie Fliegengift, aber auf meiner Huth muß ich beständig seyn. Den *** halte ich mit Feinheit zurück. Ich erzähle ihm so viel von meinem schwachen Kopf und daß ich ihn nicht ansehen könne, ohne daß mir übel wird, daß es mir der Esel glaubt und mich in Ruhe läßt. Natürlich fällt es mir leicht, diese Rolle zu spielen, da ich früher im Ernste schwach wurde, wenn ich aufmerksam mit einem sprach. Aber der ungeheure Esel redet mich darum doch alle Tage kurz an, und sagt mir mit seiner weichen Stimme: Hören Sie, ich besuche Sie jetzt nicht eher, bis Sie mir's sagen. Entschuldigen thut er sich!

— — Schlimm ist, daß ich nicht im Kurhaus wohne, da könnte ich bei jedem Wetter baden. So aber muß ich über die Straße gehen, und mich Erkältungen aussetzen. Sagen Sie nicht, ich hätte das vermeiden können, wenn ich mir im Kurhaus ein Logis bestellt, denn nur die

Edelleute bekommen Zimmer im ersten Stocke, die Bürger = Canaille aber wird in den zweiten, dritten und vierten Stock einlogirt; da ich her kam, hätte ich so hoch gar nicht steigen können. — Den Schinken habe ich gestern Abend versucht. Nun hat er mir zwar nicht so gut geschmeckt als der hiesige, ich kann aber noch nicht von seinem Werthe urtheilen, denn ich habe ihn auf der schlechtesten Seite angeschnitten. Fehler die ihn schädlich machen hat er auf keine Weise, und er ist mir sehr gut bekommen. Heute Abend aber, wo ich ihn von der rechten Seite anpacken werde, wird sich zeigen, ob er von Adel ist. Der Milchfuchen wurde diesen Morgen zum Frühstück probirt. Ganz köstlich. Die Lebfuchen sind gut, wenn auch keine Baseler. Das Gewürz schadet mir nicht, ich habe ja kein Fieber mehr. Jetzt wüßte ich aber auch gar nichts mehr was ich noch brauchte, ich habe Alles. Ich möchte Sie freilich gern chikaniren. Ich möchte gern haben . . — So ein ledernes Käppchen, wie ich in Wiesbaden

gesucht, habe ich hier sehr schön gefunden und gekauft. Rother Saffian, schwarze Troddel, und mit Seide gefüttert. Ich sehe darin aus wie Canaris. Die Mütze ist aus einer Wiener Fabrik. Adieu, meine gute Lieferantin.

Ich muß ein Couvert um den Brief schlagen, ob es zwar das Porto vertheuert, aber das schlechte Papier läßt unsere Geheimnisse zu sehr durchscheinen. Man muß vorsichtig seyn. Ich bin nicht wie Sie, die wie ein Husar über Zaun und Graben durch das Leben galoppirt, ich bin vorsichtig.

Hundertundachtzehnter Brief.

Ems, den 23. Juli 1829.

Also zuerst von der Wohnung und dann Zank. Die Wohnung bei Kinz ist der Beschreibung nach schön und zweckmäßig. Mit Kinz würde ich gut harmoniren. Ich habe ungemeines Interesse für die Gartenbaukunst, eine der schönsten der schönen Künste, ich würde also mit Kinz gern und viel von seinem Fache reden. Sie werden gewiß alles zu meiner Zufriedenheit besorgen. Ich werde ein Haus machen, daß man davon sprechen soll. — Jetzt Zank! Warum schicken Sie mir wieder Kuchen? Welche Aufführung! Welche Unbescheidenheit! Ich habe ja von dem frühern erst ein Drittheil gegessen. Ich brauche gar nichts mehr. Unterstehen Sie sich nicht, mir noch Etwas zu schicken. — Habe ich Ihnen denn geschrieben, daß mir viele Leute auf dem Halse liegen, weil Sie

mich zur Grobheit aufmuntern? Keineswegs, es kommt mir keiner nahe, nur ärgert mich, daß ich immer gerüstet, auf dem Kriegsfuß seyn muß, sie fern zu halten. Ich kann Ihnen gar nicht genug erzählen, was die Leute (nämlich die Leute comme il faut, die gebornen Schinkenesser) für Theil an meiner schnellen Besserung nehmen. So oft ich mich nur öffentlich zeige, kommt ein anderer zu mir und drückt sein Erstaunen aus, wie ich mich in so kurzer Zeit geändert. Bei einigen mag es Theilnahme seyn, bei andern ein Vorwand, meine Bekanntschaft zu machen, bei den Meisten aber ist es nichts als ein obzwar verzeihlicher Egoismus. Da natürlich jeder hier Heilung sucht, so muß es jeden freuen, an mir ein so auffallendes Beispiel von guter Wirksamkeit des Bades zu sehen. Diesen Morgen trat auch eine schöne Frau zu mir mit der gewöhnlichen Anebe. Der war es aber zu thun mit mir anzuknüpfen, denn ich habe oft bemerkt, daß sie mir im Garten neugierig nachgesehen. Es ist

die Frau von M. aus Frankfurt, die auf der Zeil wohnt. Ich lasse aber Christen wie Juden stehen, denn ich bin sehr tolerant.

Freitag, den 24. Juli.

Heute ist das Wetter herrlich und der Barometer steht, wie mein Herz, auf beständig. Der Schinken ist vortrefflich, ganz wie der hiesige. Ich hatte ihn auf der schlechten Seite angeschnitten. Conrad bekommt den Speck, welches eigentlich das Beste ist. — Der König von Württemberg, der drei Tage hier war, hat in seinem Wirthshaus hundertfünfzig Gulden Trinkgeld gegeben. Sie sehen also wie Unrecht Sie haben, mit mir zu zanken, wegen meiner starken Trinkgelder. Und der König von Württemberg ist doch nur ein König und kein Gelehrter. — Ich habe dem Conrad außer seinem Lohne, für seine Krankenpflege noch nichts gegeben. Ich wollte es verschieben, bis Ende dieses Monats. Er schickt beinahe Alles, was er verdient, seiner Mutter.

Hundertundneunzehnter Brief.

Ems, den 24. Juli 1829.

Ein Korb mit einem Kuchen — nun solche Körbe sind die schlimmsten nicht. Aber Sie hätten nicht darauf schreiben sollen zerbrechlich, sondern zerquetschlich. Der arme Kuchen ist wie ein Menschenherz etwas gepreßt worden. Gezittert habe ich vor Neugierde, was in der Pappschachtel liegen mag. Das ist ja eine prächtige Schifferweste, ich sehe aus wie ein kleiner Matrose in der blauen Weste. Sie paßt ganz und gefällt mir sehr. Von den neuen Hemden habe ich heute zum erstenmale eines angezogen. O wäre ich in meiner stillen Niedrigkeit geblieben! Zum vor-

nehmen Mann und zum Windmachen passe ich gar nicht. Die Jabots sind zu lang, gehen so weit hinunter, daß ich gar nicht wußte, wie ich es machen sollte, daß sie zur Weste hinauskuckten, und man sie sähe. Die zwei Enden des Kragens stehen zu nahe beisammen, legten sich übereinander und mein Kinn konnte nicht zwischen durch. An den Manchetten zupfte ich unaufhörlich, aber vergebens, daß sie hervorreichen möchten, sie krochen immer wieder zurück und wurden von den Rockärmeln bedeckt. Heute Abend, nachdem ich das neue Hemd nur drei Stunden getragen, fand ich die Manschetten so zerknittert, daß ich sie morgen dem Publikum gar nicht zeigen könnte, auch wenn sie ihre Blödigkeit ablegten. Und die neuen Halstücher, die ganzen, sind ja erschrecklich groß! Eine halbe Elle hing von der Schleife überflüssig herab, ich mußte sie unter die Weste stecken und die Brust schwitzte mir unter der schweren Waare. Nein, mit dem Windmachen ist es nichts. — Die alte Dame, von der ich

Ihnen schon geschrieben, hat mich heute, da ich auf einem einsamen Spaziergang auf einer Bank saß und von Kuchen im Korbe träumte, so plötzlich überfallen, daß Rettung unmöglich war. Sie setzte sich zu mir, aber ihre Tochter, ein sanftes schönes Mädchen hatte den sechszehnjährigen Verstand, sich zwischen mir und der Mutter zu drängen. Letztere, dadurch, wie durch meine Harthörigkeit und Zerstreuung gehindert, nach Herzenslust mit mir zu plaudern, stand auf und stellte sich vor mir. Eine halbe Stunde hielt ich es aus, dann ging ich fort. Gleich nach mir standen Mutter und Tochter auch auf. Ich hörte ihre Fußtritte, da ging ich rasch zu, um nicht eingeholt zu werden, und bei dieser Gelegenheit merkte ich, wie gut meine Beine geworden sind, und wie ich laufen kann, wenn mich eine alte Frau verfolgt. — In Ermangelung anderer und besserer Bücher habe ich hier viel von Claren gelesen. Ich kann Sie versichern, der Mann ist so schlimm gar nicht, und ich habe die üble Mei-

nung, die ich aus Mode von ihm hegte (außer Mimili hatte ich noch nichts von ihm gelesen), aufgegeben. Wenn man im geselligen Umgang einen Menschen lobt, der sich immer gefällig zu machen sucht, der unterhaltend ist und Jedem etwas Angenehmes sagt — wenn man ihn lobt, auch wenn die Unterhaltung ohne vielen Geist, die Gefälligkeit nicht immer aufrichtig ist, warum soll man dieses an einem Schriftsteller nicht auch gut finden? Claren sucht zu gefallen und gibt allen seinen Geschichten immer einen solchen Ausgang, wie ihn jede Leserin wünschen muß. Unangenehme Spannungen, peinliche Nührungen sucht er einem zu ersparen. Erzählt er eine fürchterliche Geistergeschichte gibt er gleich anfänglich zu verstehen, sie werde sich natürlich auflösen, so daß man nicht zu sehr schaudert. Bezieht eine interessante und bisher tugendhafte Person ein Verbrechen, bittet er den Leser, nicht zu früh zu urtheilen, und am Ende findet sich, daß kein Verbrechen begangen worden. Was aber Claren

am liebenswürdigsten macht, ist das ungeheuer viele Geld, das seine Heldinnen haben. Reiche Leute gibt es in allen Romanen, aber bei Claren haben alle Mädchen drei bis vier Millionen (oder Milliönnchen, wie er sich gewöhnlich ausdrückt). Einmal las ich von einem sehr schönen und gebildeten, aber armen Mädchen, das einer heirathet. Ich wunderte mich darüber. Aber was geschah? Nach der Hochzeit kömmt der Vormund des Frauenzimmers zum jungen Ehepaare, öffnet und liest das Testament des verstorbenen Vaters der Frau und da heißt es denn: der Vater habe ein ungeheueres Vermögen besessen, aber es der Welt und seiner eigenen Tochter immer verheimlicht, damit keiner komme und sein geliebtes Kind des Geldes wegen heirathe. Erst nach der Hochzeit solle alles kund werden. Und jetzt werden dem Ehepaare drei Tonnen Goldes zugerollt. Lesen Sie diesen herrlichen Claren.

Hundertundzwanzigster Brief.

Ems, den 26. Juli 1829.

Der Plan mit Soden gefällt mir. Ich denke mir es dort sehr gesund. Berge, Thäler, mannichfaltige Ausflüge. Ich möchte gern weit in den Herbst hinein dort bleiben. Würde auch später das Wetter rauh und herbstlich, das bliebe mir doch zuträglich, und schlechtes Wetter auf dem Lande ist nie so schlecht, als schlechtes in der Stadt. Den großen Stock mit elfenbeinernem Knopf, den mir meine Schwester geschenkt, trage ich nicht mehr. Als ich ihn vor acht Tagen zum Erstenmale zurückstellte, und mit dem kleinen ausging, war mir dies ein Fest, als ein Zeichen der

Besserung. Aber ich habe doch bei diesem Anlasse wunderliche melancholische Betrachtungen angestellt. Es ging mir durch den Sinn: wie viel närrische Belustigungen hat mir die Natur seit einigen Wochen gegeben! Heute ward mein Rücken heil und ich konnte darauf liegen — den andern Tag schmerzte der rechte Arm nicht mehr — den andern Tag der linke nicht — dann konnte ich etwas schlafen, dann etwas gehen, dann hörte der Schwindel auf — und so bis jetzt noch täglich habe ich eine neue Freude. Und da dachte ich: wie arm, wie ohne Geist und Erfindung ist die Natur! Einem an Seele und Leib gesunden Menschen, wie viele Freuden kann sie ihm geben? Drei, vier, und die sind nicht rein, denn das höchste Entzücken ist wieder ein Schmerz. Ihre armselige Kunst, ihre geizige Wohlthätigkeit besteht nur darin, daß sie uns Schmerzen gibt und dann wieder nimmt, wir müssen entbehren, um zu genießen. Warum gibt es Krankheiten? Da sehen Sie hier Menschen genug und gewöhnlich

junge, denen der Tod, der ganz nahe Tod auf dem Gesichte geschrieben. Gestern sprach ich einen solchen, einen Studenten, er war betrübt, daß ich Mühe hatte meine Thränen zurückzuhalten. Seine Kurzeit ist geendigt und er hat sich nicht gebessert. Er darf gar nichts essen und bekömmt Ohnmachten aus Hunger. Er ist schwindstüchtig und wird keinen Frühling mehr sehen. Muß das so seyn? Der gottlose Voltaire scheint Recht zu haben. Er macht sich immer lustig über die beste Welt. Aber ich sollte mit Ihnen nicht so sprechen. Sie sind ungläubig Ihrer Constitution gemäß, bei mir ist es nur eine Insurrection der Nerven, die ich bändigen werde. Leben ist Leiden. Ich, der ich doch ein Gelehrter bin, wüßte nicht zu sagen, wie es Gott hätte anders machen sollen. Sollte er die Welt nicht schaffen, um der Schmerzen darin? Aber ohne Welt gäbe es auch keinen Gott. Das aber ist gewiß, die Welt ist nicht für unser Einen gemacht, sondern für die Madame Br. die an nichts denkt, und die meisten Menschen sind Br's.

Montag, den 27. Juli.

..... Mir sehen alle Leute nach den Füßen. Wahrhaftig, das thun sie, solche nämlich, die sich nicht bis zu meinem Kopfe erheben und nicht wagen ein Gespräch mit mir anzufangen. Ich weiß nicht, bewundern sie die Schnelligkeit oder die Vollständigkeit oder die Schönheit meiner Beine. Selbst die Frauenzimmer wenden ihre Blicke dahin. Mais ce sont de ces choses fines et spirituelles, qu'on ne peut exprimer qu'en français. Toutes les dames entre deux âges et d'un rang élevé, sont d'accord que j'ai les mollets très remarquables. Les Tyroliens marchands gantiers qui sont à Ems, ne passent jamais devant moi sans me regarder avec étonnement et même avec envie, eux qui excellent en fait de jambes. Un des ces honnêtes gens qui se font payer leurs gants le double du prix ordinaire, me disoit hier: Monsieur, vous êtes savant, ce qui dit beaucoup, et nous autres Tyroliens fidèles sujets du bien

aimé François „lesen nur den Kalender, Herr“ et malgré cela vos jambes surpassent les nôtres. Je commence à réfléchir sur notre vénérable curé qui nous prêche tous les dimanches que la science fait maigrir et rend impie et révolutionnaire. La dessus je lui répondis: mon bon ami, il est bien vrai que l'ignorance est très-nourrissante, mais elle n'engraisse que les souverains, leurs cours et ministres, et jamais les sujets ignorans. Comme nous causâmes ainsi ensemble, passa le baron d'Aichen, conseiller de cour autrichien, qui est ici pour prendre les eaux. Il appella le gantier qui était monté sur un âne, et lui dit à voix basse quelques mots que je ne pouvois entendre. Brusquement le tyrolien revint vers moi, leva son bras vigoureux, et se mit à me pratiquer un soufflet en criant „infâme révolutionnaire —“ mais je l'esquivai adroitement. Conrad, me voyant attaqué, prit la fuite —!

Dienstag den 28ten.

Ihr heutiger Brief ist ja wieder voll von Unarten — nämlich von den meinigen. Sie müssen noch Frau Pastorin werden. — Hätten Sie mir nur wenigstens Titel und Inhalt des neuen Buches von Menzel mitgetheilt. — Was Sie sich bescheiden stellen und erst um Erlaubniß anfragen, ob Sie Campes Brief öffnen dürfen! Die Freiheit hätten Sie sich selbst genommen. Was will ich thun, ich muß mir alles von Ihnen gefallen lassen. Brief und Paket mir alles gleich her besorgt. — Heute bade ich zum elften Male, also die Hälfte und eins darüber. Es rückt doch vorwärts. Wie beneide ich jeden Morgen die Abreisenden, deren Wagen ich vor dem Kurhause packen sehe! Wie beneide ich sie noch mehr, wenn sie eigene Wagen haben! Das ist doch gar zu bequem. Was hat man mit Miethwagen für Noth. Erst miethen, dann das Packen der Koffer und der Strickwirrwar und das Wechseln und das Schleichen. Ein Hund ist man in einem

Miethwagen, man müßte denn in Ihrer Gesellschaft fahren, dann ist man ein König. — H. geht diese Woche fort. Das ist wieder eine Freude, wie ich oben beschrieben. — Mein Jagdrock (habit de chasse) thut mir gute Dienste. Es haben hier sehr viele Herren solche Jagdröcke, aber meistens mit Metallknöpfen! Ihnen muß man folgen, dann ist man versorgt! Das sagte mir schon mein ästhetisches Gefühl, ohne daß ich historische Kenntniß davon hatte, daß auf einen Jagdrock Metallknöpfe gehören. Nur allein der Narr G., der so wenig als Sie Aesthetik besitzt, hatte gesponnene Knöpfe auf dem Seinigen. Ich und er wir waren die einzigen. Ich schämte mir die Augen aus dem Kopfe. — Den zweiten Milchfuchen habe ich immer noch nicht angeschnitten, ob ich zwar dem Conrad ein großes Stück vom ersten geschenkt. Ihre Freundschaft wird trocken. — Werden Sie mich denn in Soden oft besuchen? Sind Sie noch so ein wilder Teufel? Ueber welchen Text werden Sie mir in Ihrem nächsten

Briefe eine Predigt halten? — Sagen Sie dem N. der lange steife M. wäre hier, mit seiner wahrscheinlich neu vermählten Frau, und wäre zwar immer noch lang, aber gar nicht mehr steif, sondern lustig und beweglich wie ein Wiesel. Adieu Ew. Hochwürden.

Hunderteinundzwanzigster Brief.

— — — — —
Ems, den 29. Juli 1829.

— — Mein Badeauschlag, der mich nach und nach ganz überzieht ist mir sehr lästig. Er juckt mich ganz infam. Fragen Sie doch den Doktor Reiss, was Hippokrates und Galen darüber sagen, ob man sich kratzen soll, wenn es einen juckt. Nach der heiligen Schrift darf man sich kratzen, denn wie da zu lesen, hat sich der gottesfürchtige Hiob gefragt und zwar gar nicht zart und recht mit Malice; er hat sich nämlich geschabt mit Scherben. Wenn ich den B. frage, ob ich mich kratzen soll, kostet mich das einen preussischen Thaler. Fragen Sie also den Reiss.

— Ich lege Ihnen Muster von Wäsch-Zetteln bei, wie sie Conrad führt. Ueber die Pedanterie von Nr. 1 habe ich sehr lachen müssen; auf meine kritische Bemerkungen darüber, hat er sie in Nr. 2 verbessert. Heute habe ich Douchebäder zum Erstenmal gebraucht, für meine Schultern die immer noch nicht gut sind. Das hat mir eigentlich Vergnügen gemacht. Man sitzt im Bade auf einem Schemel, gerade wie einer der geköpft werden soll. Siebenstrahlig wurde ich mit warmen Wasser begossen. Das Douchen soll sehr wirksam seyn, wir wollen sehen. —

Rückert, der bekannte Orientalist und Dichter ist hier. Der sieht ganz genau aus wie ein Schlossergesell (wie der Bruder der Sp. ganz richtig bemerkte). Ich werde suchen, ihn kennen zu lernen. Es ist aber merkwürdig mit den deutschen Gelehrten! Der Rückert dichtet die zarresten, rosenduftigsten, morgenländischen Lieder, und ist groß, schwarz, zottig, ruhig, und sieht eigentlich einem Schmied noch ähnlicher als einem

Schlosser. Eine Frau, wahrscheinlich die seinige, ist bei ihm. Außer diesem und Börne, ist sonst kein berühmter Mann hier. Lauter schofele Prinzen und Prinzessinnen und andere solche Canaille.

Donnerstag, den 30. Juli.

Das haben Sie heute nun gleich benutzt und mir nur zwei Seiten geschrieben, weil Sie andere Briefe beigelegt. Was gehen Sie fremde Briefe an, daß Sie damit Ihre Schulden bezahlen? Wie, Sie fürchten, ich möchte mich ärgern über Cotta's Brief! Ei, ihn werde ich ärgern. Ich werde gleich morgen seiner Buchhandlung, durch die er mir hat schreiben und mich mahnen lassen, einige wenige aber bitterböse Worte schreiben. Zertrümmern will ich den Freiherrn, wenn er sich nicht geduldig von mir will ruiniren lassen, woraus sich jeder andere Buchhändler eine Ehre machen würde. Heute las ich in der Berliner Zeitung, die Danksagung von fünf bis sechs Personen an Saphir, daß er eben in Potsdam, ein

Mädchen das ins Wasser gefallen, mit eigener Gefahr gerettet habe.

*** ist fort, wie ich erfahren. Er hat mich zum Abschiednehmen entweder nicht aufgesucht, oder nicht gefunden. Oder was wahrscheinlicher ist, es kam ihm so schnell eine wohlfeile Retourgelegenheit zu, daß er alle Freundschaft und Hochachtung für mich aus den Augen setzte, und in den Wagen stieg.

Auf das Douchen sind mir Schultern und Arme wieder etwas angeschwollen und schmerzen mich. Ich hoffe das Uebel wird sich nicht ausbreiten und mich am Schreiben hindern. Wenn ich dem Conrad diktiren müßte, könnte ich Ihnen ja nur lauter kurze vernünftige Briefe schreiben. Gott weiß, wo ich die Thorheiten alle herbekommen, mit welchen ich hier schon so manchen Bogen verdorben. Sie kommen mir so unwillkürlich wie das Schwitzen. Es muß zum Rheumatismus gehören.

Hundertzweiundzwanzigster Brief.

Em8, den 1. August 1829.

Guten Abend, liebe Freundin. Ich fange damit an, Ihnen die Abschrift des Briefes mitzutheilen, den ich heute dem Cotta oder vielmehr an dessen Buchhandlung geschrieben habe. Ich habe kurz geantwortet, bin aber mit der Hauptsache gleich herausgerückt. Was soll ich da viel Umstände machen? Man muß verblüffen. „Auf
 „Ihr Schreiben vom 7. Juli, den Auftrag des
 „Freiherrn von Cotta enthaltend, mich an die
 „Befriedigung dessen Ansprüche zu erinnern, habe
 „ich die Ehre Folgendes zu erwiedern. Das
 „eigenhändige Schreiben des Herrn von Cotta,

„vom 28. April d. J. das ich, wenn auch viel
 „später erhielt, konnte ich zu seiner Zeit nicht
 „beantworten, weil ich bedeutend krank war, und
 „ich seit kurzem erst wieder im Stande bin, die
 „Feder zu führen. Uebrigens hat Herr v. Cotta
 „durch diese meine Zögerung nichts verloren, da
 „ich zur Ablehnung der an mich gemachten Geld=
 „forderung keine andere Gründe anführen kann,
 „als die ich schon mehrere Male, besonders aber
 „in einem Schreiben vom verflossenen Jahre, sehr
 „umständlich auseinandergesetzt habe. Es wurden
 „mir, als ich in Paris war, für meine Arbeiten
 „am Morgenblatte monatlich 500 Franken zuge=
 „sagt, nachher aber hat Herr von Cotta mir
 „die gelieferte Bogenzahl berechnet, ob zwar gar
 „nicht bestimmt war, wie viel ich für genanntes
 „Honorar zu liefern hätte. Dadurch ist denn ein
 „Ueberschuß entstanden, den ich jetzt zurückzahlen
 „soll. Wenn Herr v. Cotta damals meine Ar=
 „beiten überschätzt hat, so ist das mein gutes
 „Glück, aber keineswegs ein Irrthum, den ich

„zu büßen hätte. Der Bogen wurde mir noch
 „überdies nur zu drei Carolin berechnet, ich wurde
 „also nicht höher gestellt als alle Welt die für
 „das Morgenblatt schreibt. Ich gehöre grade
 „nicht zu den eingebildetesten Schriftstellern, aber
 „ich hielt mich für berechtigt, mich beleidigt zu
 „fühlen, daß mich Herr v. Cotta unter den litera-
 „rischen Pöbel geworfen, da er selbst durch seine
 „frühesten und wiederholten Aufmunterungen meiner
 „geringen Talente, es am meisten war, der mich
 „gewöhnt hat, mich nicht zum literarischen Pöbel
 „zu rechnen. Die armseligsten deutschen Blätter,
 „die kaum ihr Daseyn fristen, haben mir das
 „Dreifache jenes Honorars angeboten. Ich habe
 „es immer zurückgewiesen, weil ich glaubte mich
 „bei dem Morgenblatte besser zu befinden. Herr
 „v. Cotta fordert, glaube ich, etwa 4700 fl. von
 „mir zurück. Wenn ich diese Summe durch
 „Theilnahme am Morgenblatte abarbeiten sollte,
 „welches demselben wie ich mir schmeichle, ange-
 „nehmer wäre als die baare Bezahlung der

„vermeintlichen Schuld, so würde sich finden, daß
 „ich auf acht Jahre hinaus dienstpflichtig wäre, da
 „ich, bei Beseitigung aller andern Arbeiten, nur
 „im Stande bin 1½ Bogen monatlich zu liefern.
 „Ich kann als ehrlicher Mann versichern, daß ich
 „Gelegenheit hatte und sie noch täglich habe,
 „meine Unabhängigkeit, wenn sie mir feil wäre,
 „theurer zu verkaufen. Sollte übrigens Herr
 „v. Cotta, von der Rechtlichkeit seiner Forderung
 „eben so überzeugt bleiben, als ich immer vom
 „Gegentheile seyn werde, so muß ich wünschen,
 „daß derselbe seine Ansprüche vor Gericht geltend
 „mache, da ich mich nicht dabei beruhigen kann,
 „daß diese Sache unentschieden und in der Schwebe
 „bleibe. Zu gleicher Zeit aber bitte ich denselben,
 „diese meine Aufforderung, ja nicht als eine
 „Aeußerung trotziger Empfindlichkeit zu beurthei-
 „len, so wie ich selbst, wenn mich Herr v. Cotta
 „verklagen sollte, diesen Schritt keineswegs als
 „eine Unfreundlichkeit betrachten werde; sondern
 „wir wollen diesen Ausweg als eine Uebereinkunft

„ansehen, eine Rechtsache, über die wir ver-
 „schiedne Meinung haben, der unparteiischen Ent-
 „scheidung der Justiz zu überlassen.“ — —

Sonntag, den 2. August.

Was! Besuchen wollt Ihr mich? Sie und meine
 Schwester! Lassen Sie meiner Schwester sagen,
 ich blühte wie eine Rose, und würde bald nach
 Frankfurt kommen; und der Madame M. sagen
 Sie, ich wäre zum Magen dick und fett, und das
 hätte ich bloß der Ruhe zu verdanken, und Ruhe
 wollte ich behalten, darum sollte sie nicht kommen,
 denn:

Glück ohne Ruh

Liebe bist Du.

Auch ist Ruhe die erste Bürgerpflicht.

Hundertdreiundzwanzigster Brief.

Ems, den 2. August 1829.

Mit dem Rückert unterhalte ich mich viel. Glauben Sie vielleicht, er kennt mich, er weiß von mir? Ei bewahre! So wenig wie vom Mann im Monde. Heute fragte er mich nach meinem Namen. Ich heiße Börne. Ich hätte eben so gut sagen können, ich heiße Hans. Er scheint gar nichts zu wissen von einem Börne. Das amüsirt mich. Nun bin ich begierig, ob ihm in der Folge meine Unterhaltung nicht auffallen wird, da wir angefangen von Literatur zu sprechen. Er scheint freilich nicht von der Art zu seyn, Einem schöne Sachen sagen zu machen.

Sehen Sie nun, was die Deutschen Viehkerls sind. Dieser Rückert, ein sehr achtungswürdiger Dichter, und in seinem Genre einzig — ich bin sein einziger Bekannter, der einzige, der ihn angerebet von allen Kurgästen. Ein französischer Dichter von Ruf in einem französischen Bade, würde gleich am ersten Tage einen Hof von Männern und Frauen um sich haben. Da kommt jedes Jahr ein junger Prinz von . . . her, der unter den Badegästen den Ruf ausgezeichnete Dummheit hat, und jeder macht sich eine Ehre daraus an seiner Seite zu gehen.

Montag, den 3. August.

Ich werde, ehe ich von hier abreise, einige Blechwaaren für meine Haushaltung in der Koblenzer Blechfabrik einkaufen. Dort wird alles aufs geschmackvollste gefertigt. Ich kaufe ein Dintensaß, eine Filtrirmaschine, einige Leuchter, ach! und ein einschläfriges Kaffeebrett. Wenn Sie vielleicht von dergleichen Dingen etwas brauchen oder wünschen, bestellen Sie es bei mir. —

Ich bin sehr begierig auf die Sodener Luft, die Sie mir so rühmen. Wie aber kann man so dummes Zeug reden oder nachreden, daß dort die Luft wie in Nizza sei! Wenn von der Luft zu Nizza die Rede ist, so meint man den Winter darunter. Im Sommer ist überall Nizza. — Sie können ganz ruhig seyn, Ich werde Ems bis auf den Hefen ausleeren, das Schwerste ist ja überstanden. Aber daß wir den Winter in Frankfurt bleiben sollen und nicht lieber in Hyères, in Rom, in Paris, in Neapel, an den Gedanken kann ich mich noch gar nicht gewöhnen. — Was fällt Ihnen wieder ein gegen das Rauchen loszuziehen? Ich habe geraucht, ich rauche und ich werde rauchen. Das hat mir nichts geschadet, das schadet mir nicht und wird mir nicht schaden, und damit Punktum und das Maul gehalten.

Hundertvierundzwanzigster Brief.

Ems, den 4. August 1829.

An Frieden glaube ich noch nicht recht. Rußland hat zu viele Vortheile erreicht, die es im Frieden nicht wird fahren lassen, und die ihm England und Oesterreich nicht werden lassen wollen. Ich halte es jetzt, wie ich es früher hielt, gar nicht mehr für unmöglich, daß die Russen Konstantinopel erobern, nämlich in einem dritten Feldzuge im nächsten Jahre. Der Sultan hat sein Volk und Heer durch seine aufgedrungene Civilisation sehr geschwächt. Die Macht des Orients besteht seit Jahrtausenden in der Unveränderlichkeit. Das hat nun der kluge Herr von

Metternich, der Rathgeber war, wieder nicht verstanden. — Ich habe heute erfahren J. reise mit der *** nach Schottland. Das ist eine weite und schöne Parthie für zwei Liebende. 115 Jahre sind die beiden zusammen alt. Das ist eine sehr tugendhafte Zahl! Es ist gar nicht möglich, diese Jahre so zwischen einem Mann und einem Frauenzimmer zu theilen, daß sie sich einander gefährlich werden können. Zum Beispiel: halbird, kömmt auf jeden $57\frac{1}{2}$ Jahr. Ist das Frauenzimmer 18 Jahr alt, kommen auf den Herrn 97 Jahre. Ist der Herr 30 Jahr alt, kommen auf die Dame 85. Und wenn sich alle Mathematiker auf den Kopf stellen, können sie diese Zahl nicht so theilen, daß die Liebe Erfolg habe.

Mittwoch, den 5. August.

Ein Doktor *** aus . . . ist hier angekommen. Dieser schmachtet schon mehrere Lustres darnach, meine Bekanntschaft zu machen. Conrad der Süße, welcher murmelt wie die Quelle zu Bauclyse, daß mir oft schwablig wird, protegirt

diesen *** als seinen Landsmann. Schon seit acht Tagen quält er mich, ich möchte dem *** eine Stunde bestimmen, wenn er mich besuchen könne. Ich blieb aber standhaft dabei, ich könne im Haus keine Besuche annehmen, aber jeden Nachmittag wäre ich im Garten zu sprechen. Nun hat mich aber der *** nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, wie soll er es also anfangen, mich im Garten zu finden? Das war eben mein kluger Plan, und ein meisterhafter Rückzug gleich Moreau's seinem. Doch es half mich nichts. Vor einigen Tagen besuchte ich einen anderen Bekannten aus . . ., einen Beamten, weil er krank war. Und der auch sagte mir, wie sehr der *** nach mir lechze und er wäre ein großer Philolog, und er wolle ihn rufen lassen. Da kam er und ennuirte mich, und jetzt da er mich kennt und mir in der Promenade aufpaßt, ist wieder einer mehr, dem ich auszuweichen habe. Ich habe oft darüber nachgedacht, aber es ist mir nie klar geworden. Wenn dieser *** oder sonst ein anderer in

Armuth gerieth, er würde, ist er nur sonst ein Mann von Erziehung und Ehre, lieber die drückendste Noth ertragen, als daß er zu mir oder zu einem andern Fremden ginge und spräche: leihen oder schenken Sie mir Geld, schenken Sie mir einen Rock, ein Hemd. Aber zu einem Unbekannten zu treten und ihm zu sagen: leihen Sie mir Ihr Ohr, Ihr Herz, Ihren Geist, schenken Sie mir was ich Ihnen nie wieder erstatten werde noch kann, Ihre Zeit, unterhalten Sie sich mit mir — vor dieser Zudringlichkeit scheut sich keiner. Die Armuth und der Hunger des Geistes müssen doch peinlicher seyn, als Geldnoth und Magen hunger. Und ist es etwas anderes als Armuth und Leere, das die Menschen antreibt sich aufzusuchen und erbärmlich unnützes Zeug mit einander zu sprechen? Wir andern Genies, ich meine dich und mich — nehmen Sies nicht übel, ich duze nur des Reimes wegen (ich kann doch nicht sagen Sie und Mie) — wir haben keine Vorstellung davon, wie erbärmlich es den meisten

Menschen zu Muthē ist, wenn sie kein Buch und keinen Gesellschafter haben sich zu unterhalten. Ich sehe hier solches Volk umhergehen. Sie dauern mich oft, man sieht ihnen die Verzweiflung an. Mit sich wissen sie gar nichts anzufangen. Mir wird nie die Zeit lang, ich bin mir der angenehmste Gesellschafter. Das was ich Ihnen hier schreibe, sagte ich gestern einem Bekannten, dem F. aus Breslau, von dem ich Ihnen geschrieben. „Und — fuhr ich fort, welch erbärmlich unnützes Zeug hört man in den gesellschaftlichen Unterhaltungen! Ich will gar nicht von den gewöhnlichen Menschen reden, sondern von den bessern. Sehen Sie, wir beide sind doch gewiß ordentliche Leute; nun was haben wir seit einigen Wochen mit einander gesprochen? Lassen Sie es drucken, und es wird nicht zum Lesen seyn.“ Herr F. fragte sich verlegen hinter die Ohren, denn er fühlte sich betroffen. Er gehört auch zu der Klasse von Menschen, die sich nicht genug sind. Er sagte mir: ja Sie! So

kann nicht jeder seyn. Das ist aber eben das Räthsel das ich nicht begreife. Jeder Mensch hat doch Geist genug für sich. Jeder ist mit seinen Gedanken, seinen Einfällen, seinen Plänen und Träumereien zufrieden, jeder glaubt klug zu seyn und Beobachtungsgeist zu haben; warum kann nun nicht jeder wie Sie und Wie mit sich selbst umgehen? (Fortsetzung folgt.) —

Donnerstag, den 6. August.

Wie unglücklich bin ich, daß ich keinen einzigen wahren Freund habe! Beraubt, betrogen, verrathen! Mein Milch Kuchen verstümmelt! Wollen Sie mir es weiß machen, daß Sie einen großen Theil meines Kuchens haben zurückhalten müssen, weil die Schachtel zu klein gewesen? Da müßte ich der große Mathematiker nicht seyn der ich bin, um dieses zu glauben. Es war nichts als Betrügerei und Räscherei von Ihnen. Denn sagen Sie mir einmal, wenn ein runder Kuchen zu groß ist, in eine runde Schachtel zu passen, was wird denn gewonnen ein Stück davon abzu-

schneiden? Braucht nicht ein Halbkreis von Kuchen eine Schachtel von gleich großem Umfange, als ein ganzer, dessen Hälfte er ist? Nicht um es Ihnen handgreiflich zu machen (denn Sie wissen am besten, daß nicht die Schachtel, sondern Ihre Ehrlichkeit zu klein gewesen) blos um es mir selbst klar zu machen, weil ich so eine schändliche Verrätherei nicht für möglich hielt, habe ich in beiliegendem figürlichem Kuchen klar bewiesen, daß ich betrogen bin.

Aristoteles in seiner Geschichte der französischen Revolution bemerkt sehr richtig: „*αθεσφατος ομβρος ευκρασια των ωρων λαμπροτατος αιθηρος αος κυρ μαλα δ'εισιν υπερβιαλοι κατα δηκον μυλος θαλαμων.*“ Das heißt: „es kömmt viel weniger darauf an, daß man ein gutes Herz, als eine genaue Kenntniß der deutschen Grammatik habe.“ Sie haben mir in Ihrem gestrigen Briefe einen Beweis gegeben, wie Recht dieser große Schriftsteller hat. Sie schreiben mir, Sie hätten bei Bing die Ueberraschung für mich

gekauft, die Ueberraschung. Ich besinne mich, womit Sie mich hier schon überrascht: mit einer Tacke, mehreren Speisen u. dgl., lauter Sachen, die man nicht bei Bing kauft. Oder wäre vielleicht von einer Ueberraschung die Rede, die mir noch bevorstünde? Dann hätte es aber nicht heißen müssen die, sondern eine Ueberraschung. Der Zweifel ob es eine Ueberraschung passiva oder futura sei, hat nun mich wieder die ganze verfllossene Nacht beschäftigt. Wie kann ich nun gesund werden, wenn Sie unaufhörlich mit Ihren mathematischen und grammatischen Aufgaben mich reizen und mir den Schlaf rauben? O Weiber! Weiber!

Adieu Ruchendieb. Bessere dich.

Hundertfünfundzwanzigster Brief.

—
Ems, den 7. August 1829.

Nun wer hat Recht? Der Kuchen ist gekommen, das Vertrauen ist weggegangen. Er war in Stücken. Wen der Teufel will versuchen, den lockt er mit Milch Kuchen. Aber die Ueberraschung, ob es zwar die Ueberraschung war, und nicht eine, war doch gar zu schön. Und noch dazu für das Rauchen, das Ihnen so zuwider ist! Den ganzen Nachmittag habe ich das Feuerzeug in die Hand genommen, weggelegt, eingewickelt und wieder aus dem Papier genom-

men, so viel Freude hat mir das gemacht. Es ist gar zu schön und brauchbar. Küß die Hand, liebe gnädige Frau. — Mit dem Rückert ist's nicht viel. Er hat zwar oder macht wenigstens ein satyrisches Gesicht, hinter dem vielleicht etwas steckt, aber ich konnte es noch nicht heraustreiben. Er kann mich, ich ihn nicht in Bewegung setzen. Sie fragten mich ob er krank sei? Nun, was wärs? Krank kann der gesündeste Mensch werden. Aber nein, das kränfelt, das hats an der Brust, im Unterleibe, das weiß nicht, was es will. Himmlischer Vater, und der Bengel ist sechs Fuß hoch und sieht aus wie ein Cyklope. Brauch ich Knirps mich da zu schämen? Das kömmt vom verdammten deutschen Sizen, nicht vom Sizen des Hintern, sondern vom Sizen und Eingesperrtseyn des Geistes. D hätte ich sechs Fuß, dann wär' ich ein anderer Kerl! Aber meine Sorle! Ach, es ist zum Weinen. Sorle war meine Amme, ein kleines schwarzes Wesen mit feurigen Augen, ganz Nerv ohne Fleisch und

Knochen. Woher Fleisch und Knochen? Das ganze Jahr nichts Kräftiges zu essen, und die ganze Woche mit mir eingesperrt in der Judengasse und am Samstag nicht weiter als auf die Zeil. Wie komme ich aber jetzt darauf? Das will ich Ihnen sagen. In Ems gibt es viele vornehme und reiche Badegäste, gewiß auch viele die flüger, wohl auch manche die glücklicher und zufriedener sind als ich. Aber unter allen diesen, wirklichen oder möglichen Personen, beneide ich nur ein neun Monat altes Kind, das hier herumgetragen wird — um seine Amme. Wenn alle medizinische Facultäten Deutschlands eine Bittschrift bei dem lieben Gott einreichten, er sollte ihnen einmal eine Amme schaffen ganz nach der Regel, und Gott thäte ihnen diesen Gefallen, so könnte kein schöneres Musterbild von Gesundheit, Stärke, reinem Blute und heiterem Gemüthe erscheinen als diese Amme zeigt. Das Kind gehört einer jungen Engländerin. Die Amme mag wohl eine Schottländerin, eine Hochländerin sein. Sie

ist in den reichsten seidnen oder andern Stoffen ganz wunderbarlich gekleidet. Ihr Rock und Nieder ist mit goldenen oder silbernen Treffen an allen Nähten besetzt; sie trägt eine seltsame, goldgestickte Haube, rothe Schuhe und einen kostbaren rothen Shawl. Alle Tage ein anderes Kleid. Die junge Mutter nimmt sich in ihrer höchst einfachen Kleidung, wenn sie neben der gepuzten Amme hergeht, seltsam aus. So oft ich nun diese köstliche Amme sehe, seufze ich: ach wäre deine Sorle eine Hochländerin gewesen, dann brauchtest du nicht alle Jahre nach Ems zu reisen, dich zu flicken. —

Samstag den 8. August. Vielleicht schreibe ich morgen noch der Sp. einige Worte des Dankes für ihren Kuchen. Ich werde dann das Blatt hier einlegen und Sie bitten es zu besorgen. — Es freut mich, daß Ihnen meine Briefe Freude machen. Wenn Sie sich das Stehlen abgewöhnen könnten, wären Sie eine ganz erträgliche

Person, trotz Ihren unerträglich moralischen Grundsätzen. Ich habe der Sp. geschrieben, daß Sie ein Stück vom Kuchen genommen. Wenn Sie nicht eifersüchtig werden wollen, will ich Ihnen gestehen, daß der Sp. ihr Kuchen viel besser ist als Ihrer. Ihrer war ganz im jüdischen Geiste, schwer, düster, melancholisch. Die Zerstörung des Salomonischen Tempels und die Thränen der Töchter Zions, die sie unter Babylons Weiden vergossen, schmeckt man deutlich darin. Der Sp. ihrer dagegen ist leicht, locker, lustig, es herrscht eine heitere Lebensansicht darin vor. Auch kann ich doppelt so viel davon essen als von Ihrem. Doch soll das unserer alten freundschaftlichen Verbindung keinen Abbruch thun. — Wie sehr irren Sie sich mit . . ., der ist ein schlimmerer Reisegesellschafter als ich, der bekümmert sich um gar nichts. Die Sp. hat Sie um eine halbe Seite Brief gebracht. Die Concurrrenz in der Freundschaft ist doch immer gefährlich. — Ich muß baden gehen. Wissen Sie, daß ich hier

um einen halben Fuß gewachsen bin? Aber nicht oben, sondern unten an den Beinen. Das sehe ich an meinem Bademantel, der mir früher bis an die Knöchel reichte, jetzt aber viel kürzer geworden ist. Der Conrad meint zwar, ich wäre nicht gewachsen, sondern der Mantel wäre im Waschen eingegangen. Aber der dumme Mensch weiß nicht was er spricht, ich bin bestimmt gewachsen. Was ich mit dem Conrad ausstehe! Im Bade habe ich jedesmal eine Wuth auf ihn, daß ich ihn ermorden könnte. Beim Abtrocknen kommt es darauf an, daß dieses schnell geschehe, und daß hart gerieben werde. Das vermag der Zarte nicht. Er streichelt mich langsam und weich als wär ich ein Täubchen, und wenn er mir den Mantel reicht, kann er die Aermel nicht finden. Mit den Strumpfbändern hat er so lange zu thun, als hätte er eine Bandage um einen Beinbruch zu legen. Vorn an den Zehen zupft er die Strümpfe fünf Minuten lang. Weil ich einmal in Wiesbaden

ein paar Strümpfe getragen die mir zu kurz waren und die ich ihn ausdehnen hieß, zupft er jetzt alle Strümpfe die mir in der Regel vorn zu lang sind.

Daß K. mich im Ernst für so schwach gehalten, ist mir sehr lieb. Ich habe schon gefürchtet es zu arg gemacht zu haben. Ich beleidige doch gern Niemand.

Hundertsechszwanzigster Brief.

Ems, den 9. August 1829.

Nicht wo in Soden am besten gespeist wird, bei Jung oder dem andern Wirth, sondern daran ist mir gelegen, wo die besten Zimmer, die bequemsten Einrichtungen sind und wo die beste Gesellschaft ist. Ich werde Ihnen diese Woche noch eine umständliche Instruktion schicken. Spätestens gehe ich die andere Woche von Ems weg, obgleich nach Soden oder anders hin, weiß ich noch nicht. Etwas Bewegung wird mir gut sein, das lange Sitzen an einem Orte taugt nichts für mich.

Dienstag den 11. August. Das ist ein abscheulich kleiner Brief. Meiner soll aber auch

nicht viel länger werden. Ich habe keine rechte Geduld mehr zum Schreiben, wie gewöhnlich wenn meine Abreise und das Wiedersehen herannaht. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie lüstern Sie nach dem kleinen verschlossenen Briefchen an die Sp. waren, und ich lache boshaft, wenn ich daran denke. Es war dumm von mir, daß ich es nicht offen ließ. Sie haben nichts daran verloren. Den . . . habe ich mir vom Leibe gehalten und habe sehr Recht daran gethan. Er scheint ein Pedant zu seyn, und hat eine so unterthänige Artigkeit, die mir ganz zuwider ist. In solcher Beziehung ist hier nichts trauriger als die beschränkte Lokalität. Der Garten in dem man hier den ganzen Nachmittag zubringt, ist so eng, daß man keinem ausweichen kann. Neulich war *** hier, der, wie man mir sagte, mich begierig aufsuchte. Ich wollte ihm ausweichen, weil ich ihn nicht leiden kann und zog mich daher in einen Theil des Gartens, der hinter dem Hause liegt und wenig besucht wird, zurück. Dort

blieb ich drei Stunden gebannt, und konnte nicht spazieren gehen, weil der Weg so eng ist, daß ich unbemerkt nicht fortschleichen konnte. —

Ganz gewiß hängt von einer guten Amme, aber nicht bloß von ihrer Milch, sondern auch von ihrem Temperamente sehr viel ab. Das schwächlichste Kind kann dadurch gestärkt werden. Ich habe es Ihnen gewiß schon einmal erzählt, daß mir meine Sorle vor fünfzehn Jahren, nachdem sie mich seit meiner Kindheit nicht gesehen, auf dem Polizeiamte einen Besuch machte und mir durch das Geschenk einer rohen Gänseleber ihre Zärtlichkeit und Mutterliebe zu erkennen gab. Ist das nicht sehr charakteristisch? Und doch standen ihr dabei die Thränen in den Augen. Um nicht mit Thränen zu schließen will ich Sie noch einmal herzlich auslachen, daß Sie das Sp.'sche Briefchen nicht habe lesen dürfen.

Hundertsiebenundzwanzigster Brief.

Emſ, den 11. Auguſt 1829.

Ach! da leſe ich eben in der Babeliſte unter No. . . , Herr ***, Kaufmann aus B. logirt im Karpfen. Ich wollte er logirte wie Jonas im Wallfiſch, aber länger als drei Tage. Wenn dieſer Herr *** der Neffe iſt von der . . . , der ſchöne Geiſt, der Maler und Kunſtfreund, der Theaterdichter und lange hagere Menſch — dann reiſe ich auf der Stelle ab. Vor dem iſt keine Rettung, bei dem verliere ich ſelbſt die Kraft fortzulaufen, der übt die Gewalt einer Klapperschlange. Was ich dieſesmal von läſtigen Menſchen bedroht und geplagt werde!

Donnerstag 13. August. Sie hätten wohl dem Fuhrmann von der Sp. ihrem herrlichen Vanilleis etwas für mich mitgeben können; aber Sie denken nur an sich. Wer wird so ein Egoist seyn! — Ich bin jetzt mit Baden und Trinken fertig, und das schlechte Wetter, das wieder eingetreten, macht mir Vergnügen wie früher Aerger. Ich muß mich nur noch einige Tage ausruhen und lange Zeit braucht auch die Schnecke Konrad zum Einpacken. — Was sagen Sie dazu, daß in Paris wieder ein Ultra-Jesuitisches Ministerium ernannt worden, so arg als noch keines war? Je toller, je besser. Der kleine Herzog von Bordeaux dauert mich, ich gebe ihm keine Nußschale für seine künftige Krone. Die Fürsten sind doch recht unglücklich, daß sie einen großen Geist haben müssen, um ihren eigenen Vortheil zu verstehen und zu verfolgen, was doch ein Privatmann nicht braucht. *** ist ein Bankier wie er seyn soll, und hat doch gewiß noch weniger Verstand als Charles X.

Hundertachtundzwanzigster Brief.

Ems, den 15. August 1829.

. . . Conrad ist schon mit Einpacken beschäftigt. Frau von *** hat ihre verschiedene Liebesbriefe nicht so sorgfältig sortirt, eingewickelt und mit zierlichen seidenen Bändern umflochten, als Conrad meine verschiedenen Sachen. Auf jedem Paar Stiefel oder Schuh steht mit schönen Lettern geschrieben: 1stes Paar Stiefel, 2tes Paar Stiefel, 1stes Paar Schuh, 2tes Paar Schuh. Ist das nicht nett? Ich laß ihn gewähren. — Mit dem Rückert bin ich nicht weit gekommen. Ich fing einige Male mit ihm, er mit mir von Büchern, besonders Dichtwerken, zu reden an. Aber

was ihm die Hauptsache ist an poetischen Werken, die Form, das Metrum, und worin er selbst als Dichter Meister ist, das interessirt mich nicht, weil ich nichts davon verstehe, oder ich verstehe nichts davon, weil es mich nicht interessirt, und so wird gleich beim Anfange unserer Unterhaltung ein Schlagbaum zwischen uns gesetzt und das Gespräch stockt. Nie habe ich ihn eine Zeitung in die Hand nehmen sehen, deren mehrere im Kaffeehause, wo wir uns jeden Nachmittag treffen, auf den Tischen liegen. An diesem Dichter und Gelehrten erkenne ich wie gerecht mein Eifer im sechsten Zinsthaler war. Um einen zerknitterten Halskragen hat er ein schwarz seidnes Tuch geknüpft, so dünn wie ein Galgenstrick. Er hat eine silberne Uhr mit einem messingenen Uhrschlüssel an einer rothen Schnur. Freilich muß man bedenken, daß ein Professor, der nur Dichter ist, wenige Zuhörer hat auf seiner Universität, und daß ihm das Honorar für seine Vorlesungen wenig einbringt. Mit acht-, höchstens zwölfhun-

dert Gulden seines fixen Gehaltes muß er seine Familie ernähren. Aber ist das nicht traurig? Die französischen Dichter von Ruf sind alle wohlhabend. Ihre Schriften werden gut honorirt und die Regierung gibt ihnen Gehalte, ohne dafür sie zur Frohnarbeit der Jugendlehre zu verwenden. Nein, es ist nicht zum Aushalten, ich gehe nach Frankreich. Miethen Sie mir noch kein Logis in der Stadt.

Ich habe jetzt die vier Bände der Mémoires d'une Contemporaine zu Ende gelesen. Zuerst will ich Ihnen erzählen, welche zufällige Ergözung mir dieses Buch verschafft. Hier ist eine schöne junge Wittwe in tiefer Trauer. Sie läßt sich nie unter dem Gewühle der Badegäste sehen, sondern sucht die einsamsten Spazierwege auf, wo sie zu jeder Tageszeit nähend oder lesend von ihren Kindern umgeben im Schatten der Bäume sitzt. Was zuerst meine Aufmerksamkeit und zwar auf eine störende Weise auf sie gelenkt, war die düstere Trauer in welche sie ihre vier Kinder ge-

mummt, deren jüngstes, ein Mädchen, noch keine drei Jahre alt ist. Ich finde das läppisch, heuchlerisch, herzlos. Man sollte keine Kinder in Trauer kleiden, die unfähig sind Trauer zu fühlen. Da springen fröhliche Kinder lachend und jubelnd umher und sehen aus wie Leichenwagen. Nun, diese schöne Wittwe, so tief sie auch trauert, sehe ich täglich mit der größten Andacht in den Mémoires d'une Contemporaine lesen, welches Buch ich aus der Leihbibliothek am auffallenden Einbände erkenne. Es gibt aber kein Buch, das geeigneter wäre, die eheliche Treue wegzuspotten, als diese Mémoires. Welch ein Weib ist diese Contemporaine! Sie war nicht etwa ein weiblicher Casanova; darum ist auch ihre Geschichte, weil sie keineswegs die Sinnlichkeit aufweckt, weniger gefährlich für eine leichtfertige Leserin, als für eine philosophische, die weiß, daß Empfinden Leben heißt. Wie viel hat die Contemporaine gelebt! Ich beneide sie darum. Auf dem Zifferblatte der Zeit war ihr jede Stunde

eine Begebenheit, jede Minute eine Empfindung.
 (Fortsetzung folgt.) Sonntag den 16. August.
 Ha, ha, ha! ich muß lachen! Einen Logenplatz soll ich
 für diesen Winter miethen? Woher wissen Sie denn,
 daß ich in Frankfurt bleiben werde? Und Sie?
 Ich werde Ihnen Pläne und Gründe vorstellen,
 denen Sie nicht widerstehen, oder wenn ja, dann
 wäre Ihr Sieg schimpflicher als eine Niederlage.
 — Vom fils de l'homme mag ich nichts wissen.
 Das Gedicht mag schön seyn, aber der Stoff
 taugt nichts. Der Himmel bewahre uns und die
 Franzosen vor dem Enkel des Kaisers Franz und
 dem Zögling der Wiener Polizei. — Ich glaube
 die Frankfurter Börsenleute werden so dumm
 seyn, sich über den Wechsel des französischen Mini-
 steriums zu freuen. Sie mögen jammern. Jetzt
 hält's Frankreich mit England, jetzt wird England,
 was es früher nicht gewagt, Rußland den Krieg
 erklären und dann gibt es allgemeinen Wirrwarr,
 dann kehrt Rußland von der Türkei zurück und
 fällt mit Preußen verbunden über Oesterreich her,

und dann wird die Handelskammer überschwemmt werden von Thränen. — Was Sie mir aus dem Pot-à-feu der Didaskalia erzählen, von der Unzeitigkeit jetzt Trauerspiele zu schreiben, das habe ich irgendwo gesagt und wahrscheinlich ist es wörtlich ausgezogen; aber Sie lieben mich, Sie kennen meinen Styl nicht mehr. Erinnern Sie sich Ihrer alten Schwüre, dann lesen Sie die Stelle in der Didaskalia noch einmal, und sehen Sie ob sie von mir ist. — Bringen Sie mir doch von Zeitungen und Büchern nach Soden mit, was Sie nur aufreiben können. Ich habe gar nichts zu lesen und dort gibt es keine Reichsbibliothek. — Rothschild war ja gestern hier, wahrscheinlich auf seiner Reise nach Paris. Und seine Frau ist auch nach Paris! Wenn man nur eine Frau hat, ist es doch schön zwei Reisewagen zu besitzen. Ach, was sind die Reichen glücklich, besonders die Verheiratheten! Heirathen ist leicht, aber wie wird man reich? That is the question. — Sie wissen, ich habe ein böß

Maul und bin eine maliciöse Canaille. Darum kann ich auch in Bezug auf die *** und ihren fürstlichen Liebhaber nicht verschweigen, daß ich den Prinz

— Gewitterwolken drohten am Himmel. — Börne, ein junger deutscher Dichter, verdoppelte seine Schritte, um, ehe das Wetter herabstürzte, aus dem Walde zu kommen und ein Obdach zu finden. Die Luft wie engbrüstig, vermochte nicht zu athmen, die erschrockenen Bäume zitterten, die Vögel verstummten. Da gewahrte unser eilender Wanderer unter einer Linde eine schöne junge Frau, die mit ihrem Kinde an der Hand unbeweglich und angstvoll stand, bedenkend ob sie fortgehen oder bleiben sollte. Der Jüngling (Fortsetzung folgt). — Dem Fuhrmann habe ich jedesmal ein paar Kreuzer über die Fracht geschenkt, aber nicht darum liebt er mich. Hat ein Fuhrmann kein Herz und weiß er wahre Liebenswürdigkeit nicht zu schätzen? Das Paket gestern habe ich richtig erhalten. Mit dem Tintenlappen

bin ich nicht ganz zufrieden, er ist zwar weiß, aber nicht fein. Achtsamer künftig. Sie haben nur einen zu guten Herrn, der Ihnen zu viel nachsieht. — Ich las dieser Tage ein Werk über Ems vom Geheimrath Diehl, dem hiesigen Brunnenarzt, der zählte unter den vielen Ursachen der jetzt so verbreiteten Nervenschwäche und anderer mystischer Uebel, auch die unbefriedigte Sehnsucht nach Italien. Wer hätte das gedacht? Ich will es aber wohl glauben, besonders von Frauenzimmern. Der alte Diehl muß in seiner fünfzigjährigen Praxis das wohl beobachtet haben. O, hätten Sie diese Nervenschwäche!

Den 18ten.

— Ich erhalte so eben Ihren Brief. Ich reise Vormittag ab, und bleibe heute Abend in Schwalbach. Ich erwarte Sie in Soden.

Hundertneunundzwanzigster Brief.

Ohne alle Freundschaft und Poesie
 Wie es im Brieffsteller steht;
 Denn man kann nicht wissen wie
 Ein Brief verloren geht.

Madame!

Ich habe schon zu häufige Beweise Ihrer Gefälligkeit erhalten, als daß ich fürchten sollte, eine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie ersuche, durch die Wasserfrau, welche die Ehre haben wird Ihnen diese Zeilen zu überbringen, mir nachverzeichnete Gegenstände zu übermachen.

..... Wachslichter. Spiritus. NB. ist der Krug mit einem Zettel zu bezeichnen, daß nicht

etwa die Wasserfrau ihn als Brantwein schluckt und auf dem Weg verbrennt.

In Ems schrieb ich einer Dame folgendes in ihr Stammbuch:

„Das Leben ist eine Droschke und die
 „Erinnerung eine gackernde Henne, dem
 „barfüßigen Knaben gleich, der sich auf der
 „Wagendeichsel schaukelt. Der Weise be-
 „greift das und hält seinen Mittagsschlum-
 „mer; der Thor frühstückt zu jeder Tages-
 „zeit und schweigt.“

Ems, den 2. August 1829.

Zur freundschaftlichen Erinnerung.

Ich schicke Ihnen le fils de l'homme zurück. Das Menschenkind gefällt mir nicht. Aber interessant sind die prosaischen Noten wie der Dichter in Wien behandelt worden und wie der kleine Napoleon erzogen wird. Wunderschön ist das Gedicht eines ungarischen Dichters, selbst noch in der (von ihm selbst gemachten) französischen Uebersetzung la revue nocturne (Seite 43). Lesen

Sie's. Ich habe es ein halb duzendmal gelesen. Dann sehen Sie wie der miserable Franzos davon spricht: „Ceci, comme on le voit, n'est plus que le squelette d'un corps; c'est une esquisse brute qui pourrait devenir un tableau admirable, si un Victor Hugo voulait lui donner le coloris et la vie; mais du moins cette pièce peut donner une idée de la nouvelle poesie allemande.“ Das Bieh sieht nicht ein, daß so eine Geistererscheinung als lustige Federzeichnung gedichtet werden müsse und fein coloris haben dürfe.

Ihr ganz ergebener Diener.

Soden. Montag, den 24. August 1829.

Hundertunddreißigster Brief.

Soden, den 27. August 1829.

Mit meinem Befinden geht es besser. Nerven-
 übel solcher Art heilen sehr langsam und nur die
 beharrlichste Diät kann sie besiegen. Ich gehe
 täglich bei gutem Wetter vier Stunden spazieren,
 das ist die Hauptsache. Die Geduld werde ich
 auch bei schlechter Witterung nicht verlieren. Die
 Flasche Wein die Sie mir neulich mitgebracht,
 ist kein Ingelheimer, sondern französischer. Aber
 die Sie mir geschickt, scheint Ingelheimer zu seyn,
 versucht habe ich ihn noch nicht. Sie können an
 der Farbe sehen was Ingelheimer ist. Er ist
 hell und am Fenster gehalten kann man durch die

Flasche sehen. Anderer rothe Wein aber ist undurchsichtig. Häring ist eine wahre Wohlthat für mich. Wein brauche ich wöchentlich höchstens zwei Bouteillen.

Kommen Sie bald wieder? Sonntag ist Kirchweih. Aber die Nachmittage sind so kurz. Sie sollten hier zu Mittag essen.

Alte Karten zu Fidibus. Wie oft soll ich das noch sagen? Ich werde Sie abschaffen.

Den Pultstuhl.

Schreiben Sie mir doch Neuigkeiten, worüber ich mich gelind ärgere. Das ist mir sehr gesund.

Tabak.

Adieu sans façon.

Fragmente und Aphorismen.

I.

Vertrauliche Briefe *).

(1817.)

Lächeln Sie nur, ich lächle auch, und wer von uns wird der Gestrafte bleiben? Sie haben meinem frohen Eifer Ihnen zu gehorchen das Versprechen abgelistet, in vielen recht vielen Briefen vernünftig zu seyn, aber welches Unternehmen ist das größere, diese Briefe zu schreiben oder sie zu lesen? Ist es schwerer, Gefühle in

*) In den nachfolgenden Fragmenten und Aphorismen finden sich einige Stellen, welche schon in den gesammelten Schriften abgedruckt sind, hier aber nicht wohl weggelassen werden konnten, ohne das Ganze unverständlich zu machen.

N. d. S.

Gedanken umzuwandeln, oder dem Herzen unter der Maske des Geistes nachzusehen? Da dieses unentschieden ist, so wollen wir vereint den Himmel anflehen, daß er uns die Kraft gebe, der wir jeder bedürfen, mir: die zu gehorchen, Ihnen: die zu verzeihen.

Womit beginne ich, welchen Stoff werden Sie wählen? Es ist der schönste sobald Sie ihn gewählt. Ich bringe Ihnen nichts, ich bringe Ihnen alles nur zurück. Wie ein schlauer und verwegener Dieb ein gestohlenes Kleinod zerschlägt, damit es unkenntlich werde und es so zerstückelt dem früheren Besitzer selbst wieder zum Verkaufe bringt; so gedenke auch ich manchen schönen Schmuck, den ich Ihrem reichen Geiste entwendet, zu vereinzeln, ob ich auch immer seinen Werth vermindere, und Ihnen dann als das mir Gehörige feck wieder darzubieten. Ich thue es eben jetzt, denn erst gestern geschah's, daß Sie so schön als wahr bemerkten, wie bei allem Reichtum an Weisheit den die Menschheit besitze,

die Menschen dennoch darben, weil es der Genius verschmähe seine große Lehre durch Zertheilung mehr auszubreiten und faßlicher zu machen, da ja doch die Sonne selbst ihr erhabenes Licht in Millionen kleine Strahlen aussende, und nur so allein die Welt erwärme und erleuchte. Sie wünschten, allzubeseidene Freundin: die ausübende Weisheit solle sich auf dem Markte zeigen und die lehrende in Kochbüchern, Wandkalendern und in dem Intelligenzblatte; der Mann solle, um von Männern verstanden zu werden, sich dem Weibe verständlich zu machen suchen. Um wie viel schöner ziert dieser Wunsch Ihre Gesinnung, da dessen Erfüllung Ihnen keinen Gewinn geben kann! Nennen Sie's nicht Herablassung, Erhebung ist's, wenn Männer sich bemühen, Frauen zu belehren, und nicht gefahrlos wird es unternommen. Die Ikarusflügel des männlichen Geistes schmelzen leicht vor dem Blicke der Schönheit und wir stürzen mit aller unserer

Weisheit herab, wenn uns nicht innere angeborne Schwingen tragen.

Im Kampfe um die Wahrheit reicht die Kraft des Mannes nicht zu seinem Muth hin, und der Muth des Weibes nicht zu seiner Kraft. Darum erreicht jener nie vollkommen sein Ziel, dieses aber immer mehr als es gehofft und gewünscht, sobald es nur strebt. Das andere Geschlecht tritt überall zu furchtsam zurück. Wissenschaft und Kunst sind Tempel die, sind sie zwar von Männern allein gegründet und aufgebaut, doch auch Frauen mit gleichen Ansprüchen auf Vortheil und Genuß bewohnen dürfen und sollen. Auch geschieht's. Waren Ihre Fragen, wißbegierige Freundin, nicht oft belehrender als die Antworten die Sie darauf erhielten, und hätte nicht jede andere als Sie die schadenfrohe Bemerkung machen können, daß der Männer Weisheit auf Kredit lebt, den sie der Himmel weiß wodurch sich zu erwerben verstanden? Nicht aus Eigenliebe, nur darum decke ich Ihnen das Ge-

heimniß unserer Schwäche nicht völlig auf, weil Sie selbst dabei zu verlieren wähnen.

Die Frucht ist willkommen, weil ihr Mangel schmerzt, die Blüthe ist durch sich selbst erfreulich. Den männlichen Geist ernährt, den weiblichen schmückt die Wissenschaft. Welches ist das schönere Loos? Und glauben Sie ja der Lüge nicht, daß nur der Musen Kindergärtchen, nicht der ernste Hain Apollo's Euch Schwestern aufgeschlossen sei. Der düstere Ernst mancher Kenntniß liegt nur im trüben Blicke des Forschers; nahen sich die Grazien, dann erheitert sich die Wissenschaft. Versuchen Sie es mit jeder, selbst die Logarithmenlehre lächelt Ihnen zu. Logarithmen! Was heißt das, wie verhält es sich damit? O stille, man spricht nicht gerne davon.

Sie wollen die Menschennatur betrachten? O flüchten Sie Ihren Blick vor diesen Mißgeburten mit Schaafsköpfen und Tiegertagen, eilig fort. Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten, wenn man sie berührt,

nicht nach lebendigen Dingen die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort giebt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerstört um zu schaffen, die lebende gebährt um zu tödten. So alt ist diese Wahrheit, daß sie zahlos geworden, und doch heißt sie noch jeden der sich ihr nähert. Ich habe es ergrimmt erfahren; da liegt es vor mir in dem heutigen Zeitungsblatte, aber da ich bin wie die Meisten, mit kühnen Gedanken und feiger Zunge, kennend das nächtliche Gespenst, in das uns zu schrecken Menschen von Fleisch und Blut sich verkleidet haben, es verspottend und doch es fürchtend — so muß ich meinen Zorn verbergen. Aber findet sich irgend ein Reimschmied, der eine Fabel dichten will vom kranken Schäfer, wie er den welken Arm nach einem Labetrank ausgestreckt, seinen Fieberdurst zu löschen, und draußen stehen die Wölfe hohnlächelnd die Zähne fletschend, und warten auf seinen nahen Tod, um dann in die

Hürde einzubrechen und die Heerde unter sich zu theilen, und wie die Schafe gleichgültig wer sie zerreiße dämisch fort grasen, und wie die Janushunde mit doppelten Gesichtern (treue Diener nicht ihres Herrn, sondern ihres Herrn) herüber und hinüber schwänzeln, und auf jeden Fall gefast sind und wie die Füchse im Verborgenen kichern, daß nun bald die Wölfe sich über die Beute entzweien, und die fettesten Bissen am Ende nur ihnen bleiben würden — — Teufel! will irgend ein lahmer Poet so ein Fabelchen machen, dann hole er die Nutzenanwendung nur bei mir ab, sie ist allbereits fertig.

Oder, meine Freundin, wollen wir an den vergoldeten Götzen des dummen Pöbels scheu vorübergehen, süßes Banilleneis essen und alle die lustigen Lieder an Ida lesen die in der Cornelia, der Minerva, der Penelope und im Taschenbuche der Liebe und Freundschaft stehen? Vergebens suchen wir den Scherz. Auch unter Blumen lauert die Schlange. Thut es nicht auch Ihrer

Seele wehe, daß so viele reichbegabte Menschen den Strom ihres Geistes in Gedichtchen austropfeln und mit den ergiebigsten Quellen kaum den Durst eines Kindes zu stillen vermögen?

Oder wollen wir die Menschheit beweinen und die Menschen belachen? Es ist alles eins. Ob wir spotten oder ernst sind, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, am Grabe begegnen wir uns Alle.

Eines ist was nützt: die Klarheit. Eines ist was besteht: das Recht. Eines ist was besänftigt: die Liebe. Ich war etwas wild geworden, aber jetzt da ich schließe und Ihrer gedenke, bin ich es nicht mehr.

II.

Männerthränen.

(1817.)

Die Thränen des Weibes erweichen den Mann dem sie fließen, die Thränen des Mannes aber, machen das Weib, das sie hervorrust, nur noch unerbittlicher. Ich will es erklären.

Die Weiber sind gewaltig erpicht auf starke Männer, als erfahrene Artilleriestinnen, die wissen, daß Kugeln leichter durch Mauern als durch Wollsäcke dringen. Sie bewundern die zwölf Arbeiten des Herkules um seiner dreizehnten wegen, die, welche er in der Spinnstube der Omphalia verrichtete. Hätte er mit Spinnen begonnen und mit dem Nemäischen Löwen aufgehört, wäre er ein ungeschlachter Bengel. Sie

lieben kalte Herzen, weil daran durch den An-
 hauch ihrer eigenen Bluth die Empfindung in
 schönen Blumen anschießt, wie an Fensterscheiben
 im Winter. Aus der Keule des Helden schnitzen
 sie sich tausend Zahnstocher, um ihre Nebenbuh-
 lerin damit zu ärgern. Den Mann, der die
 Leidenschaft bekämpft, die sie ihm eingelöst, achten
 sie hoch, gelingt es ihm aber sie zu besiegen,
 dann schelten sie ihn schwach, flatterhaft, treulos.
 Man soll dem Weibe diese seine Schwäche ver-
 zeihen, aber der Verzeihung bedarf sie auch.
 Ihre Neugierde und ihre Furchtsamkeit ist gleich
 groß. Sie wollen jeder Gefahr, vor der sie zit-
 tern, dennoch nahe treten, sie wollen in alle Ab-
 gründe, die an ihrem Wege liegen, herunter sehen,
 und weil sie ängstlich sind, kann nur ein Gelän-
 der von Eisen sie beruhigen. Weil die Weiber
 jeden Mann männlich finden, den sie lieben, glau-
 ben sie, einen schwachen Mann könnten sie nicht
 lieben. Die Küchenwirthschaft ihres Herzens hat
 ihre altherkömmlichen Regeln. Sie meinen, die

Liebe eines Mannes könne sich nur erhalten, wenn sie in rauhem Eßig eingemacht ist. Aber die frische blühende Empfindung in der männlichen Brust bedarf der erhärtenden Säure nicht. Die Weiber erquickten sich ungemein an unterdrückten Thränen, unterdrückten Seufzern, an dem sich sträubenden Troge der Männer; denn sie wissen recht gut, daß der Bogen um so schneller reißt, je mehr er gespannt wird. Dem Weibe gibt, dem Manne nimmt die Liebe den Stolz. Jenes macht sie eitel, diesen bescheiden. Die Weiber finden größere Freude daran, ihre Macht zu zeigen als zu besitzen, darum verschmähen sie den Mann, der sich nicht zur Wehre setzt und nicht durch seine endliche Niederlage die Macht ihrer Reize verkündigt. Nun, sie mögen in Gottes Namen ihrem Triebe folgen, aber sie sollen sich nicht einbilden, daß etwas Erhabenes damit verbunden sei. Es beruht nur auf etwas sehr Gewöhnlichem. Ein zartfühlendes, seelenvolles Weib ist sich freilich bewußt, einem Manne vor dem Andern nicht

darum den Vorzug zu geben, weil er sechs Fuß mißt; doch das weiß sie nicht, daß auch Herz und Geist ihre geometrische Länge, ihre Fleisch- und Knochenfülle haben, die das Wesen weber der Schönheit noch der Stärke ausmachen. Auch gibt es eine Charlatanerie des Charakters wie eine des Geistes. Ein Mensch der wenig spricht, wird lange von vielen für einen klugen Kopf gehalten, wie ein Charakter der ruhig ist, für einen starken. Aber kömmt es zum Handeln, so zeigt sich die Schwäche des letztern, wie die des ersteren wenn es zum Reden kömmt. Entschlossenheit, Muth, sind Gaben die den Mann zieren, aber der gewöhnlichste Mensch hat sie mit dem Helden gemein. Wer keine Wahl hat und nur einen Weg vor sich sieht, wem die Gefahr nur von einer Seite droht, der weiß bald was er zu thun hat und wird leicht zum Sieger. Engherzige Menschen retten sich ohne Kraft, wie in engen Pässen ein einzelner Arm viele Stürmende zurückwirft. Wem aber viele Wege offen

stehen, wen die Feinde von allen Seiten umringen, wer ein großes Herz besitzt, tausend feindlichen Empfindungen zugleich zugänglich, der schlägt sich schwerer durch und auch seine Niederlage ist ehrenvoll. Der arme oder karge Mann der nur einen Gast bewirthe, kann ihm leicht einen vollen Becher reichen; aber wer viele Gäste empfängt, kann, und sei er noch so reich und freigebig, nicht jeden Becher bis an den Rand füllen. Ueber Eure starken Charaktere die Ihr so hoch verehrt! Stellt sie in eine große Zeit, und Ihr werdet erfahren, wie klein sie sind. Fekhterkünste, die auf keinem Schlachtfelde Werth haben. Stellt euern schwachen Menschen einer großen Gefahr, die er zu bekämpfen, einem hohen Preise gegenüber, den er zu erringen hat und eure feste Verachtung würde sehr kleinlaut werden. Gibt es denn etwas in unserer heutigen Welt, für das man leben oder sterben möchte? Ein Vaterland, ein Gott? Mirabeau war ein läuderlicher Mensch und galt dafür; einige Jahre später, da die

Revolution ausbrach, ward er ein großer Mann und als solcher gepriesen. Napoleon, fünfzig Jahre früher geboren, wäre ein langweiliger, hartherziger, unliebenswürdiger Mensch gescholten worden.

Ich endige. Darin setze ich meinen Männerstolz, mit keinem Weibe zu kämpfen; es ist viel ehrenvoller und männlicher, sich ohne Schwertschlag zu ergeben. Fließt immer fort ihr Thränen des unglücklich Liebenden, so lange die des Vaterlandes fließen. Sie trocknen Beiden zugleich.

III.

Der Wochenmarkt in St. Price *).

Landleuten erscheint die Stadt, Städtern das Landleben als eine Mummerei. Auch konnte die junge Gräfin Ivy gar nicht aufhören mit Lachen, als sie sich und ihren Bruder Heinrich, Körbchen am Arme hängen sah, mit Spargeln, Artischocken, Erdbeeren und andern zierlichen Mundbedürfnissen angefüllt, die sie unter Lust und Scherz und nach wirthschaftlichen Hin- und Herbedingen auf dem Wochenmarkte eingekauft hatten. Ihr Ergötzen stieg, als sie an eine Auster-Bude kamen. Sie hatten die geliebte Speise seit acht Tagen, daß sie

*) Geschrieben in Montmorency 1823.

Paris verlassen, nicht gekostet, und begegneten hier froh und verwundert, unter einfachen ländlichen Erzeugnissen, dieser städtischen Näscherei. Sie verfielen leicht darauf, sich welche öffnen zu lassen und sie aus freier Hand und unter freiem Himmel als Vor-Frühstück zu genießen. Die Austern-Verkäuferin war ein Weib von riesenhafter Gestalt. Ihr rother Rock, ihr rothes Kamisol, ihr rothes Kopftuch, bildeten ein Ganzes mit ihrem glutrothen Angesichte und schienen nur eine Ausbreitung und Fortsetzung desselben zu sein. Ihre schwarzen Augen dunkelten gleich gelöschten Kohlen aus dem Brande hervor. Auch ein Mann hätte diesem Weibe im Dickicht des Waldes nicht begegnen mögen. Ihr zur Seite stand ein blaßes Mädchen von wunderlieblicher Gestalt. Schwärmerisch süße Lippen, veilchenblaue Augen, blonde Locken durch welche der Morgenwind spielte, gaben ihr etwas unaussprechlich Rührendes, das der zierlich seidene Nieder und die um den Hals geschlungene herab tänzelnde

Bajadere nicht mildern konnten. Mutter und Tochter trugen lederne Gürtel umgeschlallt, an welchen, von messingnen Kettchen gehalten, die Austermesser herabhingen. Das blasse Mädchen konnte den leckern Geschwistern nicht schnell genug die Schalen öffnen. „Geschwind, mehr, noch mehr“ rief die ungeduldige Gräfin dem schwerathmenden Kinde zu. Die Alte fuhr das Mädchen barsch an: „Was zappelt sie heute wieder? Hat die Demoiselle noch nicht ausgeschlafen? Geht's nicht mit dem Messer? Da, nimm das Meinige, das ist schärfer!“ Das blasse Mädchen zuckte mit der Hand nach dem Herzen, ihre Lippen verzogen sich krampfhaft, ihre Augen wurden starr und todt. Die Alte warf ihr einen stechenden Blick zu, stieß sie vom Korbe weg und setzte das Werk selbst fort. Die Gräfin sah mit Widerwillen auf die groben und schmutzigen Hände, „genug jetzt — sagte sie — wir wollen keine mehr.“ — „Junge Schönheit — erwiederte die Alte — Sie werden sich doch vor dem Messer nicht scheuen? Es ist

sauber. Der Kofffleck da hat nichts zu bedeuten; wir haben zu Oestern ein Bögeltchen damit geschlachtet."

Die Gräfin Jory wollte bezahlen; ihr seidenes Beutelchen fand sich leer, auch das ihres Bruders reichte nicht; die Markt-Einkäufe hatten das Geld aufgezehrt. „Es hat gar nichts zu sagen — sprach das blasse Mädchen mit sanfter Stimme — Sie können uns auf den kommenden Markttag bezahlen.“ Die Geschwister gingen fort. Nach einigen Schritten kehrte Heinrich zur Bude zurück und sagte zur Alten: „Gute Frau, vielleicht führt Euch euer Weg an unserm Hause vorbei, es ist das zweite Haus linker Hand auf dem Wege nach Groslay; Ihr könntet da wohl einsprechen und unsere Schuld holen. Fragt nach dem Grafen Jory; die Dame, meine Schwester, ist seine Gemahlin.“ Heinrich hatte die letzten Worte mit abgewendetem Kopfe gesprochen, um seine Schwester, die im Gedränge vorausgegangen war, nicht aus den Augen zu verlieren. Da traf

ein gellender Schrei sein Ohr. Er blickte hin — das blasse Mädchen lag ohnmächtig über den Stuhl gesunken, die Alte hatte sie mit ihrer linken Hand beim Arme gefaßt, mit der rechten hielt sie ihr Messer gezückt — es war nicht zu entscheiden, ob gegen die Tochter, oder gegen den Landmann, der ihr abwehrend in die Arme gefallen war. Der Platz kam in Bewegung, es bildete sich ein Kreis, die Marktleute schimpften und lachten: „es ist die besoffene Françoise, schlägt sie todt“ — riefen die Einen; „sperrt sie in den Esels-Stall“ — schriehen Andere. Heinrich wurde weggedrängt und eilte seiner Schwester nach. Er fand sie schon zu Hause angekommen; sie saß mit verweinten Augen in der Laube und hielt einen Brief in den Händen, den ihr der Bote so eben gebracht. Ihr Gemahl schrieb ihr aus Paris, er könne auch heute noch nicht zurückkehren, sein Geschäft sei noch nicht beendigt; Morgen komme er unfehlbar.

Die schöne Gräfin Jvry stand im Mai ihrer

Ehe, aber die kalte Rechnung der Zeit zählte nur und bezahlte die Schulden nicht. Graue Winterwolken jagten über ihrem Herzen, die Sonne winkte ihr nur mit schnellen Blicken den Frühling zu und sie lauschte vergebens auf das Liebeslied der Nachtigall. Ihr Gatte gehörte zu jenen gefürchteten Männern, welchen sich das geängstigte eingeschlossene weibliche Herz auf Tod und Leben ergibt, harrend, ob man es lieben oder zerreißen werde. Der Graf hatte das Auge und die Tazze eines Löwen; seine Liebkosungen ließen Wunden zurück, seine Küsse waren Dolche. Oft, wenn die heißliebende Braut wie ein Lämmchen an seiner Brust lag und sich sonnte, zischte etwas in ihren Ohren; sie wand sich erschrocken aus seinen Armen, floh weit weg und verbarg ihr Erröthen und ihre Thränen. Der Graf sendete ihr dann einen siegeshöhnischen Blick nach, schwang sich auf sein wildes Roß und jagte fort. Bald kehrte er zurück, streichelte dem harrenden Mädchen die Wange — „lieb ich dich nicht?“ lockte er mit

schmelzender Stimme, und die Taube flatterte wieder ihrem Bürger zu. Jetzt waren seit wenigen Wochen alle ihre Wünsche erfüllt; aber die höchste war auch die letzte Stufe ihres Glückes. Der Graf zerrte nicht schüchtern und lange am Bande der Ehe; er zerriß es rasch und machte sich frei. Das Haus war ihm nur die willkommene Herberge in der späten Nacht. Wo er herumwanderte, nach welchem Ziele? wußte die Gräfin nicht. Anfänglich dachte sie, er sei dem Spiele ergeben; als aber bald die Ueberzeugung ihr diesen Argwohn nahm, begann sie vor einer Nebenbuhlerin zu zittern. Die Schlangenbrut der Eifersucht wuchs stärker und stärker in ihrem Herzen heran, bis sie es ausfüllte und zernagte.

IV.

D e r S p i o n .

(1823.)

Bleich und mit tropfenden Augen wankte Antonio in den Lorbeerhain, wo er jeden Morgen die Geliebte fand. Ihr hatte die geflüchtete Nacht den theuern Bruder geraubt; auf der Feste St. Elmo hatten nordische Dpferknechte sein gährendes Blut bei düsterm Fackelscheine vergossen. Giuliana ging dem zögernden Freunde mit festen Schritten entgegen. „Du weinst, Antonio, und ich bin Weib und Schwester?“ Der Jüngling stürzte wimmernd vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie und stammelte aus hohler lechzender Brust: „Zu spät, zu spät!“ Giuliana sah ernst doch mild auf ihn herab. „Erhebe Dich Antonio,

zu mir und zu Dir. Schau in das goldene Himmelslicht — unser Auge ist ein geborgter Strahl — mit dem Leben geben wir ihn zurück — ewig ist die Sonne — wir werden die Freiheit sehen!... Folge mir Antonio.“ Sie führte ihn die oft betretenen schwarzen Marmorstufen hinab in die Felsenhöhle, die ihr Licht von blutrothen Scheiben empfing. Dort stand das gemahlte Bild des Gekreuzigten. Giuliana füllte einen Becher mit rothem Weine. „Trinke diesen Kelch, Antonio, es ist das vergossene Blut unseres Meisters. Lege Deine Hand auf diese offene Wunde; er duldet und starb, laß uns nicht dulden, sterben und ihn erlösen. Schwöre mir, Antonio, nichts zu unternehmen, nichts mit Worten, nichts mit Mienen, nichts mit Schriftzeichen, nichts mit den Waffen, ehe Du mich berathet!“ — „Ich schwöre es Dir, Giuliana!“ — „Jetzt komm, kranker Löwe, laß uns zum Vater gehen.“

Filippo Cassella, ein Greis in Silberhaaren und mit blühenden Wangen öffnete den Eintre-

tenden lächelnd seine Arme. „Du kommst Dein Erbe zu holen, Antonio? Knie nieder — er legte seine feste Hand auf des Jünglings Haupt — empfang' auch seinen Theil meines Herzens; er ruht im Schooße der Liebe, und bedarf des irdischen Vaters nicht mehr. Komm' an meine Brust, geliebter Sohn, und auch Du, mein Heldenmädchen. Noch habe ich Jünglingsmark in meinem Arme, und des Blutes Fülle in meinen Adern; aber in diesen frankten Tagen stirbt die Kraft am schnellsten. Falle auch ich dem schönen Tode, setz' kein Denkmal auf mein Grab, keine Blume pflanz' darauf, die giftigen Winde dieser Zeit sollen durch Unkraut wehen, bis der Mai der Freiheit kömmt. Dann erhebe sich eine Säule, und mit Rosen umflechtet sie, ruft unsere Landleute zusammen, leert das älteste Faß im Keller, und Saitenspiel und Gesang und Tanz jauchze über meinem Sarge, und ich werde herabschweben, von den Sternen und mich irdisch mit den Irdischen freuen!“ Giuliana lag still weinend

an der Brust des Vaters; über Antonio's falbe Wangen schlichen kalte Tropfen. Der Marchese Grimaldi trat herein. Filippo wand sich aus den Armen seiner Kinder... „Herr Marchese, Ihr mißdeutet wohl unsere Thränen nicht. Um den siebzehnjährigen Sohn und Bruder trauern wir, um den achtzehnjährigen weinen wir nicht; er war ein gottloser Bube, es ist ihm recht geschehen.“ — „Herr Cassella?“ frug der Marchese erstaunt. — „Ja, Herr Marchese, Ihr seid ein getreuer Unterthan, aber auch wir sind gute gehorsame Bürger. Heute Abend ist Musik und Tanz in meinem Hause; Ihr seid gebeten, Marchese.“ — „Mir das, Herr Filippo?“ — „Verstellt Euch nicht; Ihr seid ein würdiger verdienstvoller Mann, Ihr wirkt Gutes im Stillen. Aber in Zeiten der Noth wird auch die Demuth an ihren Platz gerufen; ob Ihr zwar bescheiden seid, Herr Marchese, erkenne ich Euch doch — seht selbst.“ — Er gab dem Marchese ein Zettelchen; dieser las es, erröthete, erbleichte, gab das Papier

zurück, sprach hohnlächelnd: glaubt was Ihr wollt, Herr Filippo — und ging mit einer stolzen Verbeugung fort. — „Ihr wart zu hart, mein Vater, — sprach Giuliana sanft verweisend — Ihr verkennt den Marchese, er ist ein edler Mann. Daß Ihr ihm meine Hand verweigert, wie ich ihm mein Herz versagt, hat ihn geschmerzt, doch nicht beleidigt. Er liebt mich treu und achtet Euch, wie ein Biedermann den Biedermann. Ihr thut ihm Unrecht, Vater.“ — „Meine Tochter, Dein hohes Auge sinkt nicht zu solchen Würmern herab. Höre.“ — Cassella las folgendes Schreiben vor: „Ein Sohn der Freiheit und euer unbekannter Bruder warnt euch. Traut dem Marchese Grimaldi nicht. Er steht im Solde der Gewalt. Er belauert euere Schritte, hinterbringt euere Reden; er war's, der euern Sohn verrathen. Ich will euch ein Zeichen geben. Vorgestern Abend war der Marchese bei Euch im Lusthäuschen. Herr Antonio und Euere Tochter waren da. Die Lichter standen am offenen Fenster;

Ihr löschtet sie aus. Der Mond ist verschwiegener, sagtet Ihr, laßt uns vom Lande sprechen. Herr Antonio theilte Euch die letzten Beschlüsse in der grünen Stube mit. Das sei Euch genug. Hütet Euch, Cassella.“ — Giuliana erhob stolz ihr königliches Haupt, und schüttelte den Bliß von ihren unversengten Locken. Antonio knirschte mit den Zähnen, schlug sich die geballte Faust an das Herz „Teufel, höllischer Teufel!“ frisch er, und stürzte der Thüre zu. Giuliana ereilte ihn. „Antonio, gedenke Deines Schwurs!“

„Wohl gesprochen, Heilige, ich will gedenken meines Schwurs!“ Diese Worte, wie ein stiller Wahnsinniger lispelnd und wieder lispelnd, schritt Antonio durch die brausenden Gassen Neapels. Er stürzte in eine Osterie, das geronnene Blut seines Herzens mit Wein abzuspülen. Dort auf einem Balkone, der nach dem Hafen ging, saß er und trank Vergessenheit. Der Himmel umwölkte sich, ein Sturm nahte heran. Die Fischerfahne die die hohe See gesucht, kehrten zurück.

„Warum so ängstlich, frommer Schiffer? — rief Antonio in den Wind — Neptun ist ein heidnischer Gott und Du mit Deinem Christ im Herzen fürchtest Leid von ihm? Muthig, segle, glaube! Bleib' nur gläubiger Thor! Der Himmel ist ein Schelm, der Wind ein sich drehender Heuchler — und der Mensch will sich vermessen besser zu seyn, als die Natur, seine Mutter? Dieser Feuertrank in meinem Herzen, der ist mein; nicht der Himmel, nicht die Hölle kann mir die Erquickung rauben, hat sie mich erquickt. Alles Uebrige ist Tand; die Tugend nur eine andere Schale für gleichen Trank, zerbrechlich wie das.“ Er zerschmetterte ein Glas gegen die Wand. Ein Lazarone trat wild herein. „Du bist früh lustig, Kamerad. Ich such' Euch, mich schickt der Gewisse, zu fragen, was es Neues gibt bei Euerm Liebchen. Schaut das Gold hier, die Jagd war gut, ich habe ein Reh gewechselt, das baumelt jetzt schon in Satans Küche. Holla, Wein her; trink Brüderchen, ich

zahl's." — Antonio sprach mit zornigem Angesichte: „Such' Deines Gleichen, Lump!" — „Freundchen, erwiederte der Lazarone, Ihr seid heute sehr spröde. Seid klug, und genießt Euer Leben; denn braten wir einmal, fürchte ich, werden wir in den ersten zehntausend Jahren nicht gar. Redet, habt Ihr eine schöne Nacht gehabt?" Antonio sprang wüthend auf den Schwäger und stieß ihm einen Dolch in die Brust. Ein Schrei und er stürzte entseelt nieder. Das Hausgesinde stürzte herbei, Antonio entrann. Auf der Straße wurde er vom Volke festgehalten. Mord, Mord! schrie es von allen Seiten. Wie aus der Erde gesprungen, zeigten sich augenblicklich Schwadronen Reiterei, Kanonen wurden aufgeführt. Antonio sagte dem Anführer der Truppen, zu dem man ihn hingeschleppt, einige Worte ins Ohr. „Laßt ihn los, Gesindel," donnerte der Oberst. Antonio ging mit frecher Miene langsam durch die Menge; das feige Volk stob auseinander, wie eine Lämmerheerde, unter die der Wolf gefahren.

V.

Justus Völklein's Brunnen-Buch *).

1.

Ueber die Aerzte! Habe ich mich bethören lassen die weite Reise nach Paris zu machen, um dort jenen deutschen Wunder-Arzt um Rath zu fragen, der die Natur jeder Krankheit aus der Handschrift des Kranken erkennt. Ich zeigte ihm etwas Geschriebenes. Er schüttelte bedenklich den Kopf und sagte, er dürfe mir es nicht verhehlen, mit mir stünde es schlimm. Ich hätte die Amerikomanie, meine schwachen Nerven könnten das europäische Klima nicht vertragen, und es bliebe

*) Geschrieben in Kannstadt 1824.

mir keine andere Wahl, als in die neue Welt oder in die andere zu reisen. Ich bezahlte den Doktor und lachte ihn aus. Er nahm mein Geld und lachte mich auch aus. Ihm mag das Lesen der Handschriften und die Amerikomanie schon eine gute Summe eingebracht haben. Ich aber, statt mich der See zu nähern, zog landeinwärts, und mit jedem Tage, daß ich mich von meinem Arzte entfernte, ward ich gesünder. Jetzt bin ich ganz wieder hergestellt; nur mit meinen Ohren will es sich noch nicht bessern. Es sey, ich muß mich darein finden. Es ist eine allgemeine Maßregel zum Besten des Ganzen, ein Jeder wird besteuert nach Vermögen, und da ich kein Geld habe, werden mir meine Sinne um ein Fünftheil reduziert.

Welche herrliche Nacht! Wie freundlich blinkt der Vollmond herab! Die Akazien im Garten duften zu stark. Ich höre den Strom brausen und zischen. Gestern sah ich ihn einen halben Tag-Wege fromm und still. Aber weil sie ihm

dort, daß er ihrer Mühle diene, ein Wehr entgegengestellt, lärmt er, daß ihn selbst die Tauben hören. . . . Es ist schon Dunkel im ganzen Hause. Ein einziges Licht am Ende des Flügels. Wer Du auch seyst: gute Nacht! Wenn Du liebst, träume glücklich; wenn Du leidest, erwache spät. Ich will dich auch schlafen legen, mein Büchlehen. Noch sind Deine Blätter weiß, rein und leer wie eine Kinderseele. Gott segne Dich und gebe Dir gute Tage. Sey mir freundlich, fließe nicht. So ich aber lüge, dann verwische meine Worte und zerspalte meine heuchlerische Feder.

2.

Ich bin der erste und noch der einzige Brunnengast, der Churfürst dieses Bades. Warum die, welche gesund werden wollen, warten bis spät in den Sommer, das begreife ich nicht. Der Sommer ist die Zeit, Gesundheit zu ärndten; im Frühling muß man sie säen. Der Frühling heilt alles was heilbar ist. Gestern mußte ich allein zu Mittag essen. In dem ungeheuern Saale

wurde mir am obern Ende des Riesen-Tisches eine Serviette aufgelegt. Wer am entgegengesetzten Fenster gestanden, hätte mich für ein Kind angesehen, das auf einem Bogen Papier kritzelte. Einsam war ich nicht; ich las im Casanova. Schelm! zehnfacher Schelm! Einst mischte er sich — denn er mischte sich in Alles — unter die Hofleute und Gesandten, die zu Marly einen ehrfurchtsvollen Kreis um den Tisch bildeten, an dem die Königin-Mutter allein frühstückte. Es herrschte die feierlichste Stille im Saale. „Herr von Ruffel!“ — rief die Königin Mutter. Das war der Holländische Gesandte. Herr von Ruffel nahte sich dem Tische auf vier Schritte und verbeugte sich tief. „Nicht wahr, Herr von Ruffel, dieses Ragout ist von einem Huhn?“ — Ich legte das Buch weg, um mich, bevor ich weiter las, zu fragen: Was hättest Du auf diese Frage geantwortet, da Du, auf vier Schritte vom Tische entfernt, unmöglich hättest unterscheiden können, ob das Ragout wirklich von einem Huhne ge-

wesen? Ei, dachte ich, und wäre das Ragout von einem Hasen gewesen, ich hätte als der feinste Hofmann geantwortet: Ja, Ew. Majestät, das ist Hühner-Ragout. Aber wie half sich der Holländische Gesandte in dieser bedenklichen Lage? Nach Art der Diplomaten, die, um es weder mit Gott noch dem Teufel zu verderben, niemals lügen und niemals die Wahrheit sagen, und darum nie die Wörtchen Ja und Nein hören lassen, antwortete Herr von Ruffel: „Ew. Majestät, es scheint mir so.“ Ich war von Bewunderung durchdrungen. „Es scheint mir so Ew. Majestät,“ — und hätte es mein Leben gegolten, ich wäre nicht auf diese Antwort verfallen.

3.

Bin heute Morgen zum Erstenmale am Brunnen gewesen. Er liegt am Fuße eines Hügel, den hinauf sich anmuthige Baum- und Blumenwege schlängeln. Die Quelle bedeckt ein ländliches aber zierliches Säulen-Dach; aus acht Röhren strömt das Wasser. Wäre dieser Ge-

sundbrunnen nur für Dilettanten und nicht für Kranke vom Fache? Oder heilte das Wasser so schnell? Ich bin noch in keinem Bade so vielen blühenden Gesichtern begegnet, und ich habe noch nirgends so rothe süße Mädchenlippen Sauerwasser trinken sehen. Aber wie ich höre sind es keine Gäste, sondern Einheimische, die jeden Morgen aus der Stadt kommen. Was nur die lieben Kinder mit noch mehr Gesundheit machen wollen! Und dann klettern sie wie Gemsen den Berg hinan. Es scheint dort oben eine weibliche Warte zu seyn. Ich bemerke wie sie scharf nach der Landstraße sehen, die aus der Stadt führt, und schnell herabeilen sich zu rüsten, sobald Kriegsvolk naht.

An einer Säule der Brunnenhalle ist ein weißes Blech genagelt, worauf die dauerhafte Bitte geschrieben: man möchte hier nicht rauchen und nicht den Hut abnehmen. Ich las und lächelte; denn man rauchte und grüßte unaufhörlich. „Sie lachen, mein Herr!“ — sprach

ein alter Mann, zu mir herantretend. — Wie sollte ich nicht lachen, daß es hier Leute gibt, die noch nicht wissen, daß es gleichschwer ist, den Deutschen Höflichkeit ab- oder anzugewöhnen. — „Sie sehen in mir den Verfasser jener Blech-Schrift. Als correspondirendes Mitglied der Tübinger Gesellschaft zur Beförderung des Nicht-Hut-Abnehmens mußte ich meinen Beruf erfüllen. Vergebens! Die Gesellschaft hat in der Sitte noch nicht die geringste Veränderung hervorgebracht.“ — Das überrascht Sie, und Sie haben sechzig Jahre? Zur Einführung des Neuen hat eine Gesellschaft selten, zur Abschaffung des Alten nie geholfen. Soll ein Verhältniß umgeschaffen werden, so müssen viele, aber sie müssen vereinzelt wirken. Gegen Vorurtheile, wie gegen jede geordnete Macht muß man den kleinen Krieg führen. So werden endlich die mächtigsten, zahlreichsten und tapfersten Heere aufgerieben. Für jedes Gute und Schöne, wie für die Freiheit, wirkt man nur mit Freiheit; aber frei ist nicht wer sich

einer Gesellschaft anschließt. Ein jeder wirke in seinem Hause, im Kreise seiner Freunde, in Briefen/ in seinem Wochenblättchen — so vereinigen sich die Bäche von selbst zum Strome . . . Es trat ein Herr mit einem Orden in die Halle, vor dem das correspondirende Mitglied tief seinen Hut abzog; dann kehrte er sich um und bekümmerte sich nicht weiter um mich.

— Es fahren Kutschen in den Hof; zwei, drei. Die Hausschelle wird gezogen, die Kellner eilen mit Lichtern herbei. Ich erkenne nichts, es ist zu weit von meinem Fenster. Froh bin ich, daß es anfängt unruhig zu werden. Vielleicht ist auch ein weibliches Wesen darunter. Gefällt sie mir, wird sie meine Kurfürstin, von welchem Stande sie auch sey. Nicht die Politik, wechselseitige Neigung soll unsern Wasser-Bund schließen. Und welchem Hause meine Fürstin auch angehöre, unsere beiden Häuser werden bestimmt gewesen seyn, sich zu lieben und zu achten, und unsere beiden Völker werden entzückt seyn. Daß ich

durch meine Bildung und mein leutseliges Betragen meiner Wasserbraut-Familie ganz hinreißen werde, das versteht sich von selbst.

4.

Wer mögen wohl die Fremden seyn, die gestern Abend angekommen sind? Mit diesem Gedanken erwachte ich um fünf Uhr. Die Hausdienerschaft konnte ich nicht fragen, diese schlief noch. Auch mochte ich es nicht, es wäre unbescheiden gewesen. Doch kam ich bald hinter die Wahrheit, ohne unbescheidenes Forschen, ohne tückisches Lauern und ohne Anderer Verrätherei. Die Polizei könnte von mir lernen, denn wahrhaftig, sie wird täglich ungeschickter, und mancher Polizei-Direktor in unsern Tagen wird leichter selbst gefangen, als er fängt. Meine Fremden-Polizei übte ich nach folgenden Grundsätzen aus: Der Hausknecht hatte mir die Klugheitsregel gegeben, daß, wenn ich meine Stiefel blank zu haben wünschte, ich sie Abends vor die Thüre stellen sollte. Diese Lehre wird er Andern auch gegeben haben — dachte

ich. Ich brauchte mich also blos nach den ausgesetzten Stiefeln umzusehen, um zu erfahren, wer die angekommenen Fremden sind. Denn von dem Stiefel auf den Fuß, von diesem auf den Wandel, von diesem auf die Gesinnungen und von diesen auf die Handlungen eines Menschen zu schließen, ist jeder Polizei ein leichtes Spiel. Ich trat meine Wanderung durch die Corridors an. Die ersten Stiefel die ich entdeckte, waren unförmlich, groß und ausgebogen. Sie dienten unverkennbar zu einem Futteral für Frostbeulen und Leichdornen. Ihr Besitzer ist ein alter Mann. Ein junger Mensch peinigte sich lieber, als daß er so bequeme Stiefel trüge. Doch gehören sie vielleicht einem jungen armen Teufel, der auf Schmuck nichts verwenden kann? Nein; denn das Zimmer liegt im ersten Stocke, hat die schönste Aussicht und ist theuer. Der Herr darin ist also ein bemittelter und betagter Mann. Er hustet schon so frühe! Da haben wir's ja. Er ist siebenzig Jahre alt. Das ist das Käuspern, wo

mit der Buhle Tod seine Nähe zu erkennen gibt. Wirft aus dem Brunnen keine Jugend trinken, aber trinke nur, die Hoffnung ist auch eine Jugend und eine schönere Weiter. Vor einer andern Thüre ein paar andere Stiefel. Die sind jung und schmuck; und sie liegen umgeworfen. Ei, Dich kenne ich schon, Bruder Lüderlich! Wie! auf der Sohle ein gedruckter Zettel geklebt! Au Temple du Gout? kömmt von Paris und trittst den Geschmack mit Füßen? Nein; der Schuhmacher ist aus der nahen Stadt, ein Deutscher, und hat seine Bude au Temple du Gout genannt. Er verkündigt auf dem Zettel ferner: er verfertige Schuhe und Stiefel à l'inster de Paris. Die Stiefel sind schön und gut, besser als das Französische. Will mit dem Hohenpriester des Geschmacks Bekanntschaft machen Welch ein reizender Anblick! Es ist unwahrscheinlich, aber es ist wahr: sieben Paar Schuhe vor einer Schwelle. Jetzt zeige Dich Verstand! Das erste Paar gehört einer bejahrten Frau.

Das zweite und dritte Paar sind erwachsene Mädchen. Das vierte, fünfte und sechste Knaben von zehn bis fünfzehn Jahren. Das siebente Paar wurde einem dreijährigen Kinde ausgezogen, dessen Geschlecht nicht zu bestimmen. Im Passe wird es stehen. Es gibt nichts rührenderes als ein Kinder-Schuh, diese zarte Wurzel eines jungen Lebens. Bis er holziger, breiter und länger, bis er krumm wird, wie der des hustenden Greises — wie viele Spiele, Sorgen und Jahre gehen nicht vorüber! Die Hand einer der ordnungsliebenden ältern Schwestern hat die Schuhe aneinander gereiht. Sie stehen wie die Orgelpfeifen in abnehmender Größe neben einander. Ganz gewiß, es ist eine Mutter mit ihren sechs Kindern. Schlafen sie auch nicht, so entkleideten sie sich doch in einem Zimmer. Die Frau ist Wittve. Lebte der Vater, hätte die Mutter schon aus Sorglichkeit sich nicht mit so vielen Kindern auf einer Reise beschwert. Vor drei Jahren starb der Mann; so alt ist der jüngste Schuh Ein

Paar grüne Pantoffel! Was wäre an grünen Pantoffeln zu schwärzen? Sie stehen auch nicht vor der Thüre, sich schwärzen zu lassen, sondern sich einzuschwärzen. Sie sind mit den Fersen nach dem Corridor gerichtet, und männliche Füße stecken darin. Ich hörte von innen die Thürklinge leise berühren, wendete die Augen weg und ging. Morgenstunde hat Gold im Munde. —

5.

Kranke Menschen sagen: Gesundheit sey das höchste Gut; aber franke Menschen haben kein gesundes Urtheil. Es ist als sagte man: das Leben ist das höchste Glück, und es ist doch uur des Glückes Bedingung. Was nützen einem armen Teufel die schönsten Zähne? In Krankheit ist Poesie, Kampf, schönes Spiel um das Leben; man fühlt doch, selbst als Deutscher, daß man da ist. Ich wünsche mir und meinen Freunden bis in das späteste Alter im April jeden Jahres ein böses und gefährliches Nervenfieber; die Wiedergenesung in des Monats letzten Tagen; am ersten

Mai den ersten Ausflug in den Frühling, und an diesem schönen Tage der Wiederversöhnung mit dem Leben, auch die mit der grollenden Geliebten. Das wären acht selige Tage, und wer nur zu wirthschaften verstände, der reichte das Jahr mit aus, und nährte und tränkte damit einundfünfzig hungrige und lechzende deutsche Wochen.

— Die sieben Paar Schuhe haben auf dem Zimmer gespeist; aber noch andere Gäste waren angekommen. Das Tischtuch war über Nacht um mehrere Ellen gewachsen. Ich freute mich als Patriarch meiner Nachkommenschaft. Während der Suppe zeigten wir uns blos die Zähne, knurrten und wedelten mit den Löffeln; aber bald fanden wir uns, wie verabredet, auf dem Marktplatz der Geselligkeit zusammen. Ach! gäbe es kein Wetter in der Welt, wie traurig wäre das Leben! Du liebes Wetter! Du süßes Band, das den Königsberger an den Stuttgarter, den Frankfurter an den Bremer knüpft. Es wurde

einstimmig beschlossen, daß es geregnet habe. Dann entschied die Mehrheit, das Wetter werde sich nicht aufheitern; man wolle nach der Stadt, und den Abend ins Schauspiel. Man schickte nach der Zeitung, um zu sehen, welches Stück aufgeführt werde. Es war Fluch und Segen von Houwald. Vor Houwald's Stücken mögen mich die lichten Götter bewahren. Ich werde somnambül schon in der ersten Scene, und sehe der Menschheit hell in die dunkeln faulen Eingeweide. Uns ergözte der Schwäbische Merkur. Keiner von uns konnte die Folge-Ordnung der Seiten auffinden; unsere Augen waren wie behext. Ein räthselhaftes Blatt! Ein junger Mensch der aufmerksam darin las — er mochte wohl Gymnastast und Primaner seyn, denn er trug keine Halsbinde, und eine Pfeife mit dicken Troddeln guckte aus seiner Tasche hervor — fragte seinen wahrscheinlichen Vater, was das wäre: Preußische Promessen? Oh! erwiederte der Alte — es schien er habe Esel sagen wollen, und habe das

Wort noch zeitig in eine Interjunction abgekürzt — weißt Du nicht was Promessen sind? Promessen sind Versprechungen, und preußische Promessen sind preußische Versprechungen. — Aber von welchen Versprechungen ist hier die Rede? — Mehr kann ich auch nicht sagen Dann wollte der Gymnasiast wissen, was Kanzen und Restanten wären? Kanzen und Restanten! Die Mädchen lachten laut auf. Der Alte wußte es nicht, die Frage umkreiste den Tisch und blieb bei mir stehen. Ich wußte auch nicht darauf zu antworten, zog aber die Hand von der Kuchenschüssel wieder zurück, eilte auf mein Zimmer und fragte das Conversations-Lexicon, was Kanzen und Restanten wären. Gleiche Unwissenheit, gleiches Stillschweigen. Wofür bezahlte ich denn meinen geheimen Rath und ließ ihm eine prächtige Uniform machen, wenn er nicht klüger ist als ich? Als ich wieder herunter kam, war das Dessert rein verzehrt. So wird der Fleiß aufgemuntert! so werden die Studien belohnt! Nun

opfere sich einer dem Wohle der Menschheit auf!

Nach dem Essen zeigte ich den Frauenzimmern die Schönheiten des Gartens. So ist Tivoli in Paris. Hier ein Rutschberg; nur ist der französische steiler, fester Französinen angemessener. Hier ein Balancir=Balken. Hier eine Waage. Das ätherische Wesen wog nur siebenzig irdische Pfund. Hier sind Turnanstalten, verbrecherische Kletterbäume, verderbliche Springstöcke, aufrührerische Voltigir=Böcke. Wenn sie es nur bei mir zu Hause nicht erfahren! Das blonde Mädchen gefällt mir gar zu gut. Ich kehrte um keinen Preis zurück, und sie würden meinen unschuldigen Vater fiscalisch bestrafen. . . . Die Mädchen waren noch nie einen Rutschberg herabgefahren. Ich durchflog mit allen, der Reihe nach, die bedenkliche Bahn. Die, welche sich am meisten fürchtet — nahm ich mir vor — will ich lieben, so lange ich hier bin. Die Erinnerung gemeinschaftlich überstandener Gefahr wird sie an mich fesseln.

Mein ahnendes Herz hatte sich nicht betrogen. Es war die Blauäugige, die sich am meisten fürchtete, und sich am festesten anklammerte. Sie soll meine Kur-Fürstin werden. Ich sah sie bei Tische erröthen bei jeder Frage, die man an sie richtete; sie ist schüchtern, sanft und gut; sie wird mich erweichen, so oft ich hart regiere.

— Ich ließ die Gesellschaft in die Stadt fahren, und ging allein zu Fuße dahin. Ich war noch nicht dort gewesen; als ich hierher reiste, lies ich sie seitwärts liegen. Ein herrlicher Park, fast eine Stunde lang, führt aus der Stadt bis in die Nähe des Bade-Ortes. Der Haus-Pudel hatte mich ohne mein Wissen begleitet. Ein Aufseher hielt mich an und sagte: es koste einen Gulden Strafe, Hunde in den Park zu führen. Ich erklärte dem Mann meine Unschuld und er ließ mich gehen. Fast that es mir leid. Ich wäre begierig zu wissen, wie das Gericht entscheiden hätte; es ist ein merkwürdiger Rechtsfall. Ein criminal-philosophischer Richter hätte mich

wahrscheinlich verurtheilt, und gesagt: so könnte man alle Vergehen entschuldigen; die Leidenschaften, die zu ihnen führen, laufen uns nach; man muß sie zurückjagen . . . Die Stadt gefällt mir, sie ist freundlich, und in allen Straßen kann man die freien Berge sehen. Aber wie still und menschenleer! Um fünf Uhr Nachmittags schlugen Nachtigallen vor den Fenstern. Ich suchte ein Haus, wo ich ein Empfehlungsschreiben abzugeben hatte, und ich begegnete Niemand, der mich hätte zurechtweisen können. Endlich bemerkte ich ein Mädchen, das mit starken Schritten vor mir herging. Ich folgte ihr mit stärkern, es war mir sehr warm. Als ich ihr auf vier Schritte nahe gekommen war, verschwand sie in ein Haus, und ich stand wieder allein. Schlafen denn die 24,000 Seelen? Eine Schildwache, an der ich vorüberging, fürchtete ich mich zu fragen; denn in dem Lande wo ich geboren, ist es ein Staatsgrundgesetz, daß keine Schildwache mit einem Bürger reden dürfe. Ich trat in eine andere Straße.

Ein Mann mit einer Schelle und einem Papiere in der Hand kam mir entgegen; den fragte ich. Das wäre weit ab, sagte er, ich solle ihm aber nur folgen, er ginge glücklicher Weise in die nämliche Gegend. An der nächsten Ecke blieb der Mann stehen, schellte, ein Kreis bildete sich um ihn und mich. Dann las er einen langen Zettel ab. Er war ein Ausrufer. Das dauerte fünf Minuten, dann gingen wir weiter. Der Mann war gefällig. Allen alten Weibern die außer den Klangnoten wohnten, und ihre Köpfe zu den Fenstern herausstreckend ihn fragten was es neues gäbe? gab er Bescheid, und theilte ihnen auswendig in freien Vorträgen, bald mit Abkürzungen, bald mit Zusätzen, den Inhalt der Versteigerung mit. Bei der nächsten Ecke blieb der Herold wieder stehen und las den Papierbogen abermals ab. Beim vierten Male kannte ich ihn auswendig. So mochte ich wohl die Verkündigung zehn Male mit angehört haben, und eine Stunde mochte darüber verflossen seyn,

als es mir wie Schuppen von den Augen fiel, und ich bedachte, daß der Ausrufer, der mir den Weg zu zeigen versprochen, mich doch eigentlich zum Besten gehalten. Gewiß war dieses die Absicht des guten Mannes nicht gewesen; aber für einen Gelehrten war es doch gar zu dumm.

— Abends, als die Badgesellschaft aus der Stadt und dem Theater zurückgekommen, riefen sie mir Alle, wie mit einer Stimme entgegen: Ach wie herrlich! wie viel haben Sie verloren! — So sind die Menschen! Dem gewonnen, dem verloren — Fluch und Segen. . . . Gute Nacht blondes Mädchen!

VI.

Der schwarze Bär.

Ein Gratisblatt für unbemittelte Stände.

Ankündigung.

Der Kriegsrath Reichard gibt es in zwei Sprachen deutlich zu verstehen, einem jungen Menschen, der mit Nutzen reisen wolle, seien folgende Kenntnisse und Uebungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1. Naturgeschichte; 2. Mathematik; 3. Mechanik; 4. Geographie; 5. Landwirthschaft; 6. Sprachen; 7. Zeichnen; 8. Ieserlich und schnell Schreiben; 9. Schwimmen; 10. Einige medizinische Kenntnisse; 11. Schöne Künste, be-

sonders Musik, besonders Blasinstrumente, die man auseinander legen und in die Tasche stecken kann. Ueberdies müsse der junge Reisende durch Europa, mehrere spirituose Dinge mit sich führen, als: 1. Eine Flasche Bierräuber-Essig; 2. Eine Flasche französischen Branntwein; 3. Eine Flasche Schußwasser oder peruanischen Balsam; 4. Ein Fläschchen Ammoniac-Salz, gegen Ohnmachten und Ueblichkeiten; 5. Ein Fläschchen Hoffmännische Tropfen. Die Vortrefflichkeit dieser Reisetregeln, hat der Herausgeber des schwarzen Bär — (en) werden die Kritiker verbessernd einschalten, aber mit Unrecht — mehr als Einer erprobt, indem er sie nicht befolgt und dadurch zu großen Schaden gekommen. Er durchreiste mehrere Länder Europens, ohne Mechanik, ohne Hoffmännische Tropfen und ohne Nutzen. Als er seine Reisen antrat war er so jung an Jahren als an Kenntnissen, und die eilf Unentbehrlichkeiten des Kriegsraths mangelten ihm zum großen Theile. Zwar war ihm von der Naturgeschichte

das Wichtigste bekannt, nämlich deren Eintheilung in das Thierreich, Pflanzenreich und Steinreich; aber in der Mathematik war er so fremd, daß er, gleich dem ältesten Diplomatiker, nicht einmal wußte was eine gerade Linie sei. Eben so unwissend war er in der Landwirthschaft, und er verstand Weizen von Roggen nicht eher zu unterscheiden, als bis sie auf dem Tische gebacken vor ihm lagen. Mit den übrigen Künsten und Wissenschaften ging es ihm nicht besser. Als er seine Reisen beendigt, besuchte er seinen lieben, guten, jetzt seligen Onkel, der am Rhein wohnte. Der gute Onkel nahm den verlorenen Neffen mit großer Freude und Zärtlichkeit auf. Er hatte in seinen frühern Jahren selbst große Reisen gemacht und er dachte, der Nefte würde ihm seine alten Erinnerungen auffrischen, und ihm die alten Erfahrungen verbessern und vermehren helfen. Aber ach! Der gute Onkel ward getäuscht. Er hielt viel auf Statistik, Staatsverfassung, Finanzen, Kriegsmacht, Polizei, Unterrichtsanstalten

und öffentlichen Geist eines Landes, und der Nefte wußte von nichts zu sprechen als von Cimabue, dem St. James-Park, der Demoiselle Mars und der Spielbank auf dem Rigi. Der Onkel fragte: wie viele Weine Frankreich jährlich ausführe, wie dort der Ackerbau beschaffen, wie viele Baumwolle England jährlich einführe? Der Nefte schwieg. — Der Onkel fragte: wie viele Einwohner die Länder unter österreichischer Herrschaft zählten? „Fünf und sechszig Millionen“ antwortete der Nefte. „Acht und zwanzig und eine halbe“ verbesserte der Onkel und schüttelte sehr den Kopf. Er frug: was das in der Lombardei für Gerichte wären, die sich ökonomische nennen, während sie doch mit so wenig Sparsamkeit die Carbonari zum Tode verurtheilt. Der Nefte hatte nie davon sprechen hören. Er fragte den Nefen, wo er das merkwürdigste Echo gefunden? Der Nefte nannte ein Schottländisches. Verwundert erwiederte der Onkel, ob er denn nicht in Frankfurt am Main gewesen, und dort im be-

rühmten Pallaste, den der italienische Baumeister de Opera im Anfange des 18ten Jahrhunderts gebaut? Darin sei ein schöner Saal, und dieser habe das merkwürdigste Echo der Welt, nämlich ein acht und dreißigfaches. Der Nefse schämte sich. Der gute Onkel ward aber dem Nefsen wegen seiner Unwissenheit gar nicht gram. Im Gegentheil wurde er täglich freundlicher und freundlicher, und als er ihn eines Abends gefragt, ob er einer Kammerßizung in Sternberg beigewohnt, und der Nefse nicht einmal zu sagen wußte, in welchem Welttheile dieser Ort liege, sprang der Onkel von seinem Lehnstuhle auf, breitete die Arme aus, und sprach mit gerührter Stimme: „komm' an mein Herz, lieber Nefse, du bist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde, du besizest seltene Kenntnisse, du mußt ein Zeitungsschreiber werden!“ Der Nefse warf sich an die Brust des guten Onkels, sagte: dieses sei schon längst sein Wunsch gewesen, und bat ihn um fünfzig Dukaten die er sehr

nöthig brauche. Der gute Onkel gab ihm fünfzig Dukaten und hundert gute Schreiblehren, die der Herausgeber des schwarzen Bär mit seinen Lesern theilen will — nämlich die Lehren.

VII.

Tischgespräch.

Nachdem während der Suppe einstimmig beschlossen worden, daß es geregnet habe, war der Mundvorrath erschöpft, und sechszig unsterbliche deutsche Seelen fielen in Ohnmacht aus Hunger; nur der Justizrath Calo, ein großer starker Mann, hielt sich aufrecht, erhob seine herrlich kräftige Stimme und sprach: Müller in Bremen ist ein denkender Künstler und seine Leistungen sind ganz erstaunlich. Da durchzuckte sie ein Lichtstrahl und sie fühlten sich wie neugeboren. Es waren fast halb so viele Völkerschaften als Gäste am Tische. Wir waren Hannoveraner, Oldenburger, Mecklenburger, Lübecker, Hamburger,

Badenser, Churhessen, Darmstädter, Preußen, Detmolder, Desterreicher, Frankfurter, Luxemburger und noch andere Zungen. Aber ein Bruderband umschlang uns alle und wir verstanden uns. Wir sprachen: von Demoiselle Vorzing und Herrn Franke in Weimar, von Kazianer und Madame Arthur in Hannover, von Cornet in Hamburg, von Madame Dürrer in Braunschweig, von Weidner und der Lindner in Frankfurt, von Madame Neumann in Karlsruhe und von Urban und Mademoiselle Sigl in München. Der Geheime Kirchenrath Blausaur erzählte, Vespermann habe die Sigl geheirathet, worüber alle erstaunten. Der freundschaftliche Streit, ob die Sigl jetzt Vespermann-Sigl oder Sigl-Vespermann heiße, belebte den ganzen Tisch. Unter solchen heitern und belehrenden Gesprächen vergingen uns zwei Stunden nur gar zu schnell. Endlich wurden die Stühle gerückt, man stand auf und rüstete sich zum Fortgehen. Da lächelte der Legationsrath von Flachs und sagte: es gibt

zwei Schauspieler Löwe, aber der Eine ist ein anderer als der Andere. Wir waren alle auf das Angenehmste überrascht, sahen uns einander an und fragten: warum gehen wir denn schon? Da setzten wir uns wieder und ließen Champagner kommen. Darauf wurde gesprochen: von Madame Maibutter in Danzig und Herrn List in Magdeburg, von der Peche in Hamburg, von Wild in Cassel, Niedeke in Darmstadt, und Franz in Freiburg. Auf dem Gange sprachen der Hausknecht und die Köchin von Griechen und Türken, und die Köchin weinte sehr, welches uns störte. Der Rittmeister Cäsar warf zornig die Saalthüre zu und sprach: vor dem unverschämten Geschrei draußen könne man kein vernünftiges Wort sprechen. Dann sprachen wir von der Schulz, der Milder, von Devrient, der Thebaldi, von Spitzeder, Madame Wolf und von Beschert in Berlin; von Bliß in Halberstadt, Madame Chipke in Würzburg, Hänsel in Aschaffenburg, von der Müller in Wien, dem Bassisten Krazky

in Prag, Werdy in Dresden, Madame Täubchen in Aachen, Klotz in Cöln, der Mademoiselle Eiweis in Kiel, der Frau von Busch in Mannheim, von Bremche dem jüngern in Bamberg, und endlich zwei Stündchen von der Scheckner. Ein lautes und schmerzliches Ach! das aus der Brust eines blassen Fräuleins drang, erschreckte uns sehr, wir wandten die Blicke hin und staunten. Sie hatte sich erhoben, stand auf den Fußzehen, und schwebte wie verklärt mit Leib und Armen himmelwärts. Dann rang sie die Hände und sprach: Ach! Wird das geliebte Vaterland die theure Sonntag niemals wiedersehen? sank auf den Stuhl zurück und vergoß einen Strom von Thränen. Wir waren alle gerührt und weinten. Da erhob sich der alte von Stryck, der die Spielbank hält, und sprach mit langsam feierlicher Stimme: Glaube, Liebe, Hoffnung! Wir sprachen Alle nach: Glaube, Liebe, Hoffnung, und sanken uns schweigend und tief bewegt einander in die Arme. Es war

eine schöne Minute, welche gute Menschen feiern und der Genius der Erde blickte aus den Wolken lächelnd auf seine Kinder herab. Jetzt schlug es sechs Uhr und wir gingen an den Brunnen und tranken.

VIII.

Frankirter Brief an die zwecklose Gesellschaft in Breslau.

Sie, meine Herren, als mir bekannte vernünftige Menschen, die sich um Ursachen und Zwecke wenig bekümmern, Sie fragen gewiß nicht: was will dieser Brief und wer hat ihn geschrieben? Sondern Sie lesen ihn, oder lesen ihn nicht, lassen die Sonne auf und untergehen nach altem Gebrauche und schlafen so lange es dunkel ist. Ein Thor der wacht, während andere schlafen! Ich und meine Freunde, haben es früher wohl gethan; aber so oft wir Feuer! riefen, Mörder! Diebe! und die Schläfer davon aufwachten, schalten sie uns Unruhestifter,

schlafen verdrießlich wieder ein, und träumten vergnügt von großen Galgen, geziert mit kleinen Ruhestörern. Seit der Zeit thun wir es nicht mehr, sondern schlafen auch und träumen wie Jene, aber nicht von uns, sondern von Jenen. Doch das sind ganz unzeitige Reden. Es ist sehr betrübt, daß Gedanken, gleich den Droschken in Berlin, in Menge zu haben sind, wenn man sie nicht braucht, braucht man sie aber, gar nicht. Ich habe sagen wollen: die Leser des Morgenblatts hingegen, sind gebildet, fragen wer? wie? was? und fordern Gründe. Mit welchem Grunde, das mag der Himmel wissen. Was berechtigt sie denn einen Brief zu lesen, der gar nicht an sie, sondern an die zwecklose Gesellschaft in Breslau gerichtet ist? Wahrlich, gebildete Stände sind noch weit in der Tugend zurück! Aber eine Zeit wird kommen, da wird alle Welt so ehrlich sein, daß man sich die wichtigsten Geheimnisse gedruckt mittheilen und daß Niemand sie lesen wird als den es angeht. Dann werden unver-

siegelte und gedruckte Briefe eben so sicher sein,
 als es früher versiegelte und geschriebene waren
 — ich wollte sagen, weit sicherer. Bis dahin
 aber muß man sich wohl dazu verstehen, fran-
 kirte öffentliche Briefe, die dunkel sind, auf Ver-
 langen zu beleuchten. Es wird geschehen in
 spätestens acht Tagen; ich wollte aber, es ge-
 schähe später. Doch meine Bosheit, die Tinte
 zu diesem Schreiben, ist noch akuter als der
 Liberalismus eines Ministers, sie hat es nie wie
 jener bis zu vier Wochen bringen können; chro-
 nisch aber, konnten beide niemals werden. Wäre
 dieses und hätte ich so viel Geduld Fortsetzungen
 zu schreiben, als deutsche Leser sie zu lesen in
 Tagesblättern, dann würde ich diesen Brief erst
 am ersten Januar des künftigen Jahres endigen
 und unterschreiben, so daß die neuen Abonnenten
 des Morgenblattes gar nicht erführen was der
 Unterzeichnete und die Austretenden nicht, wer
 den Brief geschrieben. Doch es ist Zeit daß ich
 ihn anfangen.

In den letzten Tagen der dreißig, die ich jedes Jahr in Ischbad zubringe, bin ich gesund und dumm. Als mir dieses vor vier Jahren zum ersten Male widerfuhr — ich merkte es bei Tische daran, daß ich die Unterhaltung zwar wie früher schon ganz unvergleichlich fand, aber aus entgegengesetzten Gründen als früher, nämlich sie gefiel mir ungemein — erschrak ich auf das heftigste, und schickte eiligst zum Arzte. In wenigen Minuten war er da. Alle die es wissen, daß der Ischer Brunnenarzt zwar von bürgerlichen Kranken Besuche und Gelder annimmt, aber nur Adlige besucht, werden sich wundern, daß er zu mir so schnell und überhaupt gekommen. Aber diese demokratische Eile hatte zwei gute Gründe. Erstens erhielt er die Botschaft, da er bei Tische war, also in einer erleuchteten Stunde, wo er aus der gleichen Eßlust aller Gäste, und aus ihren gleichen Verdauungswerkzeugen auf eine ursprüngliche Gleichheit aller Stände mit einigem vorübergehendem

Verstande schloß. Zweitens wurde ihm gemeldet, es sei einem Herrn beim Essen plötzlich übel geworden; es war also ein Schlagfluß aus Ueberladung zu vermuthen und ein schneller Tod zu befürchten. Das Sterben aber im Jätsbad ist von der Polizei streng verboten; es wird mit Recht als eine Injurie angesehen, indem dadurch dem guten Rufe des Bades geschadet wird, und gegen die allgemein angenommene Meinung, daß es unsterblich mache, boshafter Weise Zweifel erhoben werden. So oft daher ein Jätsbader Kurgast in den letzten Zügen liegt, eilt der Brunnenarzt zu ihm, und befiehlt ihm sich munter auf die Beine zu machen und fortzureisen, denn er könne augenscheinlich die Jäts Luft nicht vertragen. Aus diesen Gründen kam der Doktor. Als er in den Speisesaal trat, gerieth er in einen Wirbel von auf- und abtragenden Kellnern, aus denen er sich mit Mühe half. Endlich wurde er an den Bord des Tisches geworfen, sah umher und suchte seinen Kranken.

Er warf auf einige sehr blasse Damen prüfende Blicke; da diese aber sich nicht um ihn bekümmerten, sondern fortließen, ging er weiter den Tisch entlang, bis er zu mir kam. Mir war bange, wie ich mich dem halbgesättigten Doktor als seinen Tischfreudenstörer zu erkennen geben sollte, denn ich sah ihn die Stirne runzeln, da er keinen in Ohnmacht liegen sah. Ein Zufall half mir aus der Noth. Nämlich der stark hustende und hypochondrische Professor der Logik, der neben mir saß, hatte drei Teller voll Himbeeren gegessen, und, zerstreut wie alle Gelehrte, dieses gleich wieder vergessen. Als er nun wahrnahm, daß er roth ausspie, ward er blaß, denn er hielt es für Blut, und sah den hinter ihm stehenden Doktor hoffnungslos und wehmüthig an. Dieser glaubte der Professor wäre der Kranke, der nach ihm geschickt, fühlte seinen Puls, verschrieb ihm eine Säuerer, empfahl ihm Ruhe und legte ihm ein pythagoräisches Stillschweigen auf. Der Professor der Logik war in einer jämmerlichen Lage. Er

wünschte auf sein Zimmer zu kommen, um sich mit philosophischer Ruhe auf den Tod vorzubereiten; aber der Arzt hatte ihm jede Bewegung untersagt. Er wünschte einen Bedienten zu haben der ihn wegschleppte, aber er durfte nicht sprechen. So saß er wie zermalmt da, spie fort und fort hellrothes Himbeer-Blut aus, und sah sich mit matten Blicken, die aber keiner verstand, nach Hülfe um. Der Doktor, der das Seinige gethan, überließ ihn seinen Aengsten, wandte sich dann zu mir und fragte mich lachend — ich blühte wie eine Rose und wir waren gute Bekannte — und Sie, Bester, wie geht es Ihnen? Schlecht, sagte ich, ich fürchte ich bin dumm. Das sah ich gleich, antwortete der Doktor. Ich freute mich sehr, daß er diesen Witz hatte, und einige Lacher auf seine Seite bekam; denn auf seine gute Laune und seine Geduld zählend, wagte ich jetzt ihm umständlicher zu klagen. Ich sagte ihm, daß ich ganze Stunden umher gehen könnte, ohne an etwas zu denken, daß ich mit mir und der Welt sehr zufrieden und

überhaupt dumm vergnügt wäre. Endlich merkte er, daß ich keineswegs unzeitig habe spassen wollen, sondern daß ich es ernst gemeint. Er tröstete mich und sagte: ich sollte mich meiner Dummheit freuen; denn es sey ein sehr günstiges Zeichen und ein Beweis, daß die Kur gut angeschlagen, wenn die Abdominalität (so sagte er höflich statt v i e h i s c h e N a t u r) über die geistige vorherrschend geworden. Der Mensch hat nicht ungestraft Geist — schloß er mit einem tiefen Athemzuge und ging fort. Ich sah ihm nach, verwunderte mich im Stillen über sein schlechtes Aussehen und seufzte: Wieder ein Justizmord! O! . . .

IX.

Die Sylvesternacht eines alten Herzens.

(1. Januar 1827.)

Ich übe ein verlerntes Knabenspiel, ich koste alte Jünglingslust: ich will ein Tagebuch schreiben! So sagte ich mir oft in den Tagen meines Frühlings; doch das Herz war voll und das Blatt blieb leer. Den Gedanken, den Sarg des Gefühls — jetzt kann ich ihn versilbern, jetzt mit Blumen bekränzen; aber schöner war es, als das Herz noch lebte und es stumm war. Die Seligkeit der Jugend, wer faßt sie, wer erklärt sie mir? Gütiger Vater, ich fordere keine der alten Freuden zurück, gib mir nur die Schmerzen, gib mir die Thränen meiner Jugend wieder. —

Ich war die Nacht auf einem Balle. In dem Tanzsaale leuchteten Candelaber, die nehmlichen, die gestern bei einer Leiche brannten. Junge Mädchen saßen darunter, Schäferinnen unter Bäumen und schrieben munter die versprochenen Tänze auf. O haltet Wort, haltet alle Wort! Und du strenger Tod, lächle einmal und bestrafe nicht den Uebermuth diese Kinder. . .

Sind diese Mädchenlippen nicht so roth, blühen diese Wangen minder schön, tönt dieses Gefose so lieblich nicht mehr, als es war in den Tagen meiner Jugend? Wie hell sieht mein Auge, seit es der Thau der Sehnsucht nicht mehr befeuchtet! Was mich sonst gerührt, sehe ich jetzt mit Lächeln, ja mit Lachen an. Es gibt keine Welt, Wahrheit ist nur im Traume. Sechs und zwanzig Jahre sind vorübergegangen, seit ich jene Nacht, wo zwei Jahrhunderte sich begegneten, festlich und feierlich begangen. Ich war noch ein Knabe und ward fern von der Heimath erzogen. Meine Lehrer waren Jünglinge und wie

alt und grau erschienen sie mir. Ich hatte zwei Gläschen warmen Wein getrunken und diese heißen Tropfen, wie Meerestwogen warfen sie mich himmelwärts. Ich war muthig; stürmte das Herz noch so wild, ich zog nie die Segel ein. Jetzt liege ich furchtsam im Hafen und wage mich nicht hinaus beim stillen Wetter. Mein Herz fürchtet und ich fürchte mein Herz. Man scherzte damals, die Welt würde untergehen um Mitternacht. Es machte mich beklommen, ich kannte den Scherz, ich kannte den Ernst noch nicht. Als die Mitternacht nahte, trat ich mit offner Brust ans Fenster, Louise stand mir zur Seite. Nicht um alle Küsse Cytherens würde ich mich jetzt in solcher kalten Nacht meines Wärmings von Flanell entkleiden. Es ertönte der erste Schlag der zwölften Stunde. „Jetzt“ sprach Louise. Es zitterten die Sterne, es zitterte eine Thräne in meinem Auge. Der letzte Schlag ertönte. „Jetzt,“ sprach ich und umschlang Louise, sie mich. Aber die Welt ging nicht unter, sie

ging auf in mir. . . Kleine Freundin, lebst du noch? Doch du lebst mir nicht mehr. Du zogst bald darauf mit deinem Vater in den hohen Norden; ich blieb unter mildem Himmel, doch mich friert jetzt auch. Ich schenkte dir zum Andenken eine kleine goldne Uhr. Vielleicht besitzt du sie noch, vielleicht hängt sie jetzt an deinem Gürtel und zeigt dir die Stunde, wenn der Fleischtopf an das Feuer zu stellen; oder sie liegt vor dem Krankenbette deiner Tochter und ruft dich, ihr die bittere Schale zu reichen. Auf blauem Schmelz war ein bunter lächelnder Amor gemalt. Noch glänzt, noch lächelt er gewiß; aber er schimmert uns, er lächelt uns nicht mehr.

Ein junges Mädchen saß still und traurig in einem Winkel des Saals. Dunkle Locken umschatteten ihr heißes Auge. Aber der Feind der Schönheit hatte noch auf seiner Flucht sie rüchisch verwundet. Sie war blatternarbig. Keiner hatte sie zum Tanze aufgefordert. Ich setzte mich zu

ihr; ich war verwegen; ich trug keine Krone und wollte ihr die Kränkung und die verlorenen Tänze vergüten. Bald lächelte ich meiner Mühe. Den Generalbaß des Herzens habe ich gelernt; aber ein Liedchen spielen, das jungen Mädchen wohl gefällt — ich vermags nicht mehr. Was ich fühlte, war so vernünftig, was ich schmeichelte so gediegen, was ich sprach, so ungemünzt. Der kluge Jude hätte es verstanden, aber kein Bettler dafür gedankt. Ihr nasses Auge streifte an einen Jüngling vorüber, der mit seiner lustathmenden Tänzerin koste. Ist es das, du armes Kind? Wende dich zum Himmel. Nicht die Erde, nicht die Freundschaft, nicht der reiche Frühling mit allen seinen Fluren, bringt dir Balsam gegen diese Qual. Ich habe sie auch gekannt. Die Liebe zog breite Furchen durch meine Brust und warf reichen Samen hinein. Doch nur wenige Körner sind aufgegangen, und wucherndes Unkraut bedeckte und belohnte nicht den tiefen Schmerz.

Wenn die Jugend und wenn der Tod nicht wäre, würde die Welt nicht alle Tage neu geschaffen; lebten die Menschen fort und fort und keine würden geboren; häufte sich Sünde auf Sünde, Eis auf Eis, und die Menschenbrust wäre ein ewiger Gletscher und stürzte mit jedem Athemzuge eine zermalmende Lawine herab — o fürchterlich! Die Kinder sind es, die uns vor Gottes Strafgericht bewahren. Die Zeit ist zu kurz zwischen Wiege und Sarg, uns zur ewigen Verdammniß hinanzureisen. Darum liebet die Alten; sie brauchen Liebe, denn sie verdienen sie nicht. Darum ehret die Kinder, denn sie bitten für euch, sie beschirmen euch.

Als ich ein Knabe war, träumte ich von guten und von bösen Menschen. Ich ward ein Mann, suchte die Bösen und fand sie nicht — da suchte ich auch die Guten nicht mehr. Ich träumte von edlen Rittern und vom finstern Walde, worin grimmige Räuber hausen. Ich suchte den Wald und die schrecklichen Räuber und

fand nur lächelnde Schurken in freundlichen Zimmern — da suchte ich keinen edlen Ritter weiter. Ich träumte von Löwen und Tigern, die fromme Pämmer zerrissen, ich suchte den Kampf mit ihnen, und fand nur dumme Schäfer, die dümmere Schafeschoren. — Da sank mein Arm und ich spottete der Schafe. Ich träumte von Muth und Großmuth, von Gerechtigkeit, von Freundschaft und Entsaugung; ich träumte, man würde diese Tugenden alle von mir fordern, und ich versprach sie alle. Als ich ein Mann geworden, forderte man nichts als Geduld von mir; und ich entfloh. Ich träumte von Vaterland — wie liebte ich es! Ich ging in die Fremde und übertrat nichts als die Grenze der Polizei. Jetzt lächle ich auch dieses Traumes; wo Freiheit, da ist mein Vaterland und allen Nebensaft des deutschen Rheins gebe ich für den Thron eines freien Samojeden hin.

Wie sauer ist dieser Wein, wie lahm sind diese Tänze, Musik, wie bist du so alt geworden!

Einst trugst du mich auf deinen goldenen Flügeln
 hinauf zur goldenen Sonne der Freude, und war
 ich lustentbrannt, fächeltest du meine heiße Brust
 und trugst mich wieder hinab und legtest mich
 sanft auf die kühle, blumenüppige Erde nieder.
 Wie bist du so alt geworden! Ich trinke noch,
 ich höre Flöten und Geigen, ich tanze; aber ich
 könnte Brüche dabei rechnen wie ein Krämer und
 ich irrte mich nicht. Mein Leben ist hohl, die
 Schale ist leer und ich ernähre mich kümmerlich
 von der armen Scharre meiner Jugend. Was
 vergütet die schwelgerische Blume des Frühlings?
 Die heiße hoffnungsfrohe Arbeit des Sommers.
 Was den Sommer? — Die fröhliche Ernte.
 Was die Lust des Herbstes? — Der Heerd im
 Hause. So vergütet Freiheit den Wein, die
 That die Liebe und das Vaterland die Jugend
 — und wo es nicht geschieht, wäre besser zu-
 gleich zu sterben mit seinem Herzen, und mit
 dem letzten Liebesseufzer den letzten Athemzug
 zu hauchen.

Wo dreizehn frohe Menschen sitzen, stirbt Einer und alle erkranken an der Furcht des Todes. Der Tod ist gewiß, ungewiß ist nur das Leben. Gefährvoll ist die Freude, sicher macht uns nur die Trauer. Wir spielen um helle Augen auf schwarzen Würfeln und wir werfen alle gleich. Wir spielen nur um oben und unten, um diese und jene Seite, um jetzt und einst. Sechs fallen immer, rechnet man die Freuden die das Grab bedeckt, rechnet man die Hoffnung dem Genuße zu. Der Glückliche hat nichts zu fordern, der Unglückliche muß borgen.

Ich sah eine Braut weinen, weil sie glücklich war. Nichts schenkt uns das geizige Leben, mit Thränen bezahlen wir Alles. Wer viel gekauft, hat viel geweint.

Frischer Morgenwind! Es schwellen die Segel, es schwillt das Herz in der Brust. Der Matrose raucht Gedanken, der alte Steuermann lächelt. Immer fort, immer fort. Wir suchen

die Ruhe, wir suchen den Sturm; wir finden den Tod im Hafen oder in der Tiefe des Meeres. Nur fort, immer fort! Das Schiff steige oder sinke. Nur immer fort, nur keine Stille des Windes.

X.

Don Alonzo, ou l'Espagne, histoire contemporaine. Par N. A. de Salvandy. Quatre volumes. Paris, 1824.

Walter Scott wußte in seinen Romanen der Vergangenheit den Reiz der Gegenwart zu geben; Salvandy hat dieses in seinem Alonzo auch verstanden, und vielleicht ist ihm, dem schottischen Meister gegenüber, das Schwerere gelungen. Denn am vergangensten für uns sind nicht die Geschichten, welche die längsten Zeiten und die weitesten Räume von uns trennen, sondern die, die uns am fremdesten sind; fremd unsern gewohnten Gefühlen, fremd unsern üblichen Gesinnungen. In dieser Bedeutung aber ist die neueste

Geschichte Spaniens altergrau für uns. Spanien liegt außer Europa, außer dem neunzehnten Jahrhunderte, außer dem Christenthume sogar. Darum ist Salvandy's Buch so lehrreich, weil es uns mit einer neuen Welt, mit einer neuen Zeit und mit einem neuen Glauben bekannt macht. Hätte ein Deutscher dieses Werk geschrieben, und ihm noch alle die Vorzüge, Mängel und Eigenthümlichkeiten angebildet, worin sich der deutsche Geist von dem französischen unterscheidet: hätte es in unserm Vaterlande eine große Wirkung hervorgebracht, eine Wirkung gleich derjenigen, die fünfzig Jahre früher Werthers Leiden gehabt. Der Werther auch war eine Kriegserklärung des Naturlebens der Menschen gegen die Kunstregeln, worin es gesellige Uebereinkunft, bürgerliche und kirchliche Ordnungen gefesselt hielt. Dieser Widerstand gegen eine mißbräuchliche oder überzeitige Gewalt, rechtlich und sittlich im Werther, ward unrechtlich und unsittlich im Faust; denn dort artete er in eine Empörung gegen die allgegen-

wärtigen und allzeitigen Gesetze der Natur aus. Man könnte in einer Bedeutung, die keiner nähern Bezeichnung bedarf, Göthe ganz mit Voltaire vergleichen, wäre er nicht, ungleich diesem, auf dem Wege den er zuerst betreten, und zu dessen Weiser ihn Deutschlands Genius bestimmt, stehen geblieben; hätte er nicht die Früchte einer Geistes-Revolution, die er, theils von fremden Feldern geerntet, theils aus eigener Saat gezogen, für sich allein behalten wollen; und hätte er, um eine Herrschaft fortzuführen, die er jener Umwälzung verdankt, sich anderer als diplomatischer Mittel bedient. Göthe hat, wie es Napoleon mit Frankreich gethan, Deutschland auf ein Jahrhundert zurückgeworfen — auf ein Jahrhundert; denn wo die Zeit auf Sturmesflügeln eilt, kann jeder Tag der Zögerung nur durch ein Jahr der Nacheile wieder gut gemacht werden.

Salvandy hat ein Rundgemälde der spanischen Geschichten aufgestellt, dessen Umkreis die letzten fünf und zwanzig Jahre einschließt. Wer

sich einen solchen Stoff zur Bildung gewählt, der mußte allem Künstlerruhme entsagen. Was blieb ihm zu verschönern, zu veredeln freigegeben? Die Natur selbst hat den Stoff künstlerisch, die Geschichte selbst hat ihn dichterisch behandelt, und dem Künstler wie dem Dichter bleibt nichts übrig, als Einheit in die Mannichfaltigkeit, Ordnung in die Bewegung, Ruhe in die Kraft, Milde in den Glanz, und Spärlichkeit in den Reichthum der Gegenstände zu bringen. Salvandy hat wohl gezeigt, daß er fähig gewesen wäre, einen guten Roman zu schreiben; weil er sich aber Spanien zum Gegenstande gewählt, ist sein Buch nur die Uebersetzung eines Romans geworden. Ein sehr nützliches Werk, da es so viele gibt, die das Original nicht verstehen! Die jungen Leser des Alonzo werden sich verwundern, daß sie schon so alt, die alten, daß sie noch so jung sind an Erfahrungen.

XI.

(Goethes Divan.)

Merkwürdig ist der Commentar zum Divan. Durch ihn wird Göthe deutlicher als er sich selbst gemacht in seinem beschriebenen Leben. Darin ist alles Wahrheit und nirgends Dichtung. In dem Garten der Poesie hat der Dichter einmal die Blumen mit der Wurzel ausgerissen; wir sehen den Farbenglanz der Blüten, wir sehen die dunkle Erde. Er hat nicht gut gethan, aus dem Schweigen seines ganzen Lebens zu treten; er hat nicht gut gethan eine Brücke zu bauen, die von der Bewunderung zur Untersuchung führt. Vieles hat man ihm vorgeworfen; doch fehlte

das eigene Geständniß seiner Schuld. Nach dem Divan fehlte es nicht mehr.

Meinungen sind frei. Philosophie und Kunst mögen sie beurtheilen, verurtheilen darf man sie nie. Ganz persönlicher Art, stehen sie unter keinem Gesetze und übertreten kein Gesetz, wohin sie auch schweifen. Gesinnungen aber stehen unter dem Gesetze der Sittlichkeit und werden gerichtet. Nicht was Göthe meint, wie er gesinnt ist zeigt der Divan.

Mahomed hat behauptet: er wäre Prophet und kein Poet. Göthe will nun den Unterschied zwischen Propheten und Poeten näher andeuten und sagt: „Der Poet vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen; allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er. . . Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck. . . Irgend

eine Lehre will er verkünden. Hierzu bedarf es nur daß die Welt glaubt, er muß also eintönig werden und bleiben.“ — Nein, den Propheten und den Poeten unterscheidet nur ein Wort. Für den Poeten gibt es keine Zukunft, denn ihm ist Alles gegenwärtig; für den Propheten gibt es keine Gegenwart, denn sie ist ihm die Hülle der Zukunft. Beide lehren, beide sind eintönig; doch eintönig nur, wie der gleiche Himmel sich über alle irdische Mannichfaltigkeit verbreitet. Man kann im gleichen Tone verschiedene Melodien spielen. Der Prophet zeigt seinen Gott überall, die Kunst, die Einheit in der Mehrheit. Wehe dem Dichter, der nicht wie der Prophet Glauben sucht und findet; dreifach wehe ihm, wenn er nur Genüsse erstrebt und gibt, und um schönen Beifall und um schönen Gewinnst des Himmels heilige Gunst vermäkelt!

Mit der seeleninnigsten Behaglichkeit preißt Göthe in seinem Divan die Despotie. Kein Liebchen im Leben und im Gedichte war ihm je

so werth als diese stolze Schöne, die ihre Verächter in eisernen, ihre Verehrer in goldenen Ketten nach sich schleppt und sich feilbietende Menschenwürde mit nichts als einer dummen Farbe bezahlt. Wer noch sonst, als der einzige deutsche Göthe, war je so schamlos, das Knechtische in der Natur des Menschen zu verherrlichen und nackt zu zeigen, was ein edler Mensch mit Trauer bedeckt? Tyrannen hat schon mancher Dichter geschmeichelt, der Tyrannei noch feiner.

Da will er einmal zeigen, wie unter den verschiedenen Regierungsformen die Charaktere sich auf verschiedene Weise ausbilden, und er sagt: „In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; steigert (steigert!) sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, consequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Die Despotie dagegen schafft große Charaktere; kluge, ruhige Uebersicht, strenge Thätigkeit,

Festigkeit, Entschlossenheit, alles Eigenschaften, die man braucht um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo sie sich zu Herrschern ausbilden.“ —

XII.

(Geschichte der Deutschen.)

Ein Glas Zuckerwasser und ein kleiner Neger nach dem Essen befördern die Verdauung ungemeyn. Als ich daher am zweiten Weihnachtsfeiertage aus dem Schwan, wo der Tisch besser gewesen als gut war, nach Hause gekommen, nahm ich Beides. Ich brauche wohl keinem Leser erst zu sagen, wie ich mir das Zuckerwasser bereitet, aber wohl wie den Neger. Ich las eine Geschichte der Deutschen, in der neuesten Zeit abgefaßt. Dieses Schmunzeln, dieses Blinzeln, diese fetten Rüsse eines aufgedunsenen Gecken, der sich in die runzlichte Vergangenheit verliebt hat, das alle wirkte sehr wohlthätig auf die Leber. Andere

Menschen und Völker, die Ehrgeiz haben, suchen etwas zu werden, der ächte Deutsche sucht etwas gewesen zu sein. Das ist eine bequeme Heldenbahn, dabei bin ich auch. Man legt sich klein zu Bette, und schlafend und träumend wächst man, und erwacht als ein sehr großer Mann. Es wird von den alten Deutschen mit der größten Wohlgefälligkeit erzählt, sie wären sieben bis acht Fuß hoch gewesen. Nun, was half Ihnen das? Sie konnten doch nicht ohne Leiter ihre Holzäpfel brechen, denn die Bäume waren damals noch größer als ihre Nuznießer. Man rühmt die Tapferkeit der alten Deutschen! Diese hatten sie mit allen Wilden gemein, die, weil sie nichts haben als einen Leib, nur leben, wenn sie ihn versuchen. Wahrhaft tapfer sind solche nicht zu nennen, welchen es gleichgültig ist wofür sie kämpfen. Man preißt die Freiheit und die Freiheitsliebe der alten Deutschen. Freiheit! Wer ist frei? Frei ist, wer alle Kräfte seines Leibes und seiner Seele und alle seine Güter gebrauchen

darf, wann und wie er will, der nicht zu heuchlen, nicht zu lügen, sich nicht zu verstellen braucht, und der reden und schweigen kann was er will. Waren die wilden Deutschen frei, sie, die nichts zu gebrauchen hatten, keinen Geist, keine Bildung, keine Kunst noch Wissenschaft, keine Reichthümer, sie, die nichts zu sagen und nichts zu verschweigen hatten? Und wäre Nero Kaiser der alten Deutschen gewesen, er hätte ihnen nichts zu verbieten, nichts zu befehlen gewußt, er hätte nicht gewußt, wie er sie unterdrücken sollte. Und ihre Freiheitsliebe! Liebt der die Freiheit, der nachdem er beim Würfel alles verloren, sich selbst auf das Spiel setzt und sich erst zum Sklaven der Spielsucht, dann zum Sklaven des Gewinners macht? Die Freiheit ist nur eine Frucht des Südens, keine des Nordens; von dem Norden kam immer nur Befreiung, kam der kalte Wintersturm, der luftmatte Völker zu neuen Genüssen stahlte. Man rühmt die Keuschheit der deutschen Frauen? Wie, keusch wären diese Mädchen

gewesen, die in Frost und Sturm und Nebel ihrer Wälder nackt heranwuchsen, wie Männer jagten und kriegten, keinen Thee, keinen Kaffee, keine Chokolade tranken, nicht stückten, kein Casino hatten, und erst im fünf und zwanzigsten Jahre ihres Alters die Entdeckung machten, daß sie keine Männer sind? Man rühmt die Treue der alten Deutschen! War es jene schöne Freundestreue, jene Liebe zwischen Gleichgestellten von der die Fabelgeschichte der alten Griechen uns erzählt? Nein, es war nur Dienertreue, die, sobald sie den Sold genommen, die verkaufte Freiheit ehrlich hingab — „Der Führer kämpft für den Sieg, das Gefolge für den Führer“ sagt Tacitus. Lebt der aber, der nur so lebt in einem Andern? Man rühmt, daß die Deutschen, und nur sie allein, von den Römern nicht wären unterjocht geworden! Darüber weine wer sein deutsches Vaterland liebt. Darüber sind wir hinter so manchen Völkern Europa's zurückgeblieben, darum hat uns selbst das feuchte Belgien überholt. Was bedarf es noch

vieler Worte? Es war ewig in den Völkern, selbst in den Fürsten Deutschlands ein Sehnen und Trachten, aus Deutschland weg zu kommen, die Deutschthümlichkeit los zu werden. Den klugen und gemüthreichen Franken ist es gelungen, und wir andern, die zurückgeblieben, sind nicht viel. Nur nicht so geschmunzelt! Wie oft habe ich mir nicht vorgenommen, auch eine Geschichte der Deutschen zu schreiben, eine ganz kleine für große Kinder; aber ich thue es nicht. Ein mäßiger Aerger nützt, ein großer ist schädlich.

XIII.

(Die Bourbons.)

Ich liebe die Bourbons, ich bewundere sie und nicht die Anklagen ihrer Feinde, ja nicht einmal das Schmeichellob ihrer Freunde konnte mir je deren Werth verdächtig machen. Sie haben durch den tiefen Schlamm allgemeiner Verdorbenheit, sie haben in Schwelgerei und in Entbehrungen, in späterem Mißgeschicke, gleich beispiellos wie früheres Glück, ein edles fürstliches Gemüth bis auf unsere Tage herabgetragen, und das achthundertjährige Königsgeschlecht ist mit der jungen Zeit wieder jung geworden. Ludwig der Bierzehnte war von so übermenschlicher Seelenstärke, daß er über die Vergötterung die ihm

geworden nicht den Verstand verloren. Er war mäßig genug, die Macht, welche ehrlose Sklaven ungeheißer zu seinen Füßen schleppten, nicht alle zu verbrauchen. Er hatte einen königlichen Anstand, der selbst seinen Verirrungen den Schein von Würde gab. Er hatte einen schönen Geist, nur fehlte ihm das Wissen und die Jugendzucht, der sich der Niedergeborene erfreut. Er wäre ein großer König geworden, hätte ihn sein Glück nicht so hoch emporgehoben, daß eigene Kraft ihn nicht höher hätte tragen können. Ludwig der Fünfzehnte war nicht der Schlimmste an seinem Hofe, und Ausschweifungen die seine Sinne verderben, hatten ihm das Herz nicht verdorben, das allen Bourbons angeboren ist. Ihn mit Fürsten zu vergleichen, die eines bessern Rufes genießen, wollen wir warten bis andere Staatsumwälzungen auch die geheimen Sünden jener andern Fürsten aufdecken und bis dort freie Schriftsteller das Vergrößerungsglas der Schadenfreude vor menschliche Verirrungen halten. Ludwig der Sech-

zehnte war der Vater seines Volkes, gerecht und gut. Nur lebte er in einer so unglücklichen Zeit, daß die Tugenden des Menschen zu Verbrechen des Königs wurden. Unter seiner Herrschaft, ihm zum Ruhme und zum Verderben, war die Tyrannei tyrannenlos. Nur weil Frankreich nicht gefesselt, frei war, konnte es nach der Freiheit streben. Vor allen bewundere ich Ludwig den Ahtzehnten. Nach einer fünf und zwanzigjährigen Verbannung zurückkehrend, nicht hülfbedürftig, nicht als Bittender, sondern von gewaltliebenden Königen beschützt, gab er seinem Volke, was ihm zu verweigern jeder andere Fürst wenigstens versucht hätte. Mit der schmerzlichen Erinnerung eines gemordeten Bruders, umrast von rachedürftigen Höflingen, blieb er fest und besonnen, und blieb es auch als er zum zweiten Male verrathen und verjagt, zum zweiten Male zurückgebracht wurde. Er that nichts Schlimmes was er unterlassen, er unterließ nichts Gutes was er thun konnte. Von mannichfaltigen Verschwörungen

gereizt, zeigte er und erweckte er keine Furcht. Als Louvel mit kalter Berechnung den Thronerben mordete, wurde er gerichtet wie ein anderer Mörder auch, die Freiheit der Presse wurde auf einige Zeit beschränkt — und das war Alles. Was wäre in Deutschland geschehen, wenn Sand's Dolch einen Fürstensohn getroffen? Man hätte das F. aus dem Alphabete gestrichen, weil die Freiheit damit anfängt; man hätte alle Gänseeier zerschlagen, daß nie mehr eine Feder erwachse, die den Fürstenmord lehrte. Tausende wären verfolgt worden — aber Sand lebte noch! Denn nicht hundert Jahre hätten hingereicht die Untersuchung tief gründlich bis zur letzten Wurzelfaser des Verbrechens zu führen und die Nation Mann für Mann zu verhören, ob keiner an dem Verbrechen Theil genommen, keiner dazu gereizt und keiner darüber gefrohlockt habe. Karl der Zehnte zeigt sich seiner Ahnen würdig. So oft die Stimme der Wahrheit von dem Geschrei gewaltsüchtiger Menschen nicht übertäubt worden, hat er

immer darauf gehorcht; und er wird auch jetzt wieder zu seinem Volke zurückkehren, wenn dieses sich stark genug zeigt, die Mauer niederzureißen die man aufgerichtet, es von seinem Könige zu trennen. Karl der Zehnte wohnte erst in diesen letzten Tagen (1. Juni) willig und heiter beim Herzoge von Orleans einem Feste bei, wozu auch die Deputirten geladen waren, die kurz vorher ihn vor Frankreich, vor ganz Europa so streng und schonungslos zurecht gewiesen hatten! So kann nur ein König handeln, der guten Glaubens ist.

Wenn Frankreich seine Armeen vermehrte, seine Festungen verproviantirte, Welch' eine Besorgniß wäre überall! Wenn es aber seine innere Kraft vermehrte — darüber gleichgültig. — Die Form zum Reiche Karls des Großen ist noch nicht verloren. — Die kleinen deutschen Fürsten unter Napoleon. Es war ein Unglück, aber keine Schmach ihm zu gehorchen. Es lag nichts

Unfürstliches darin in seinem Gefolge zu sein; ja es ist ächt fürstlich der Größe zu huldigen. Nie demüthigte der Kaiser die deutschen Regenten des 2. und 3. Ranges. Nie haben seine Gesandten mit ungezogenem Hochmuth auf die Macht ihres Herrn gepocht — die Grobheit präsidirte nicht dem rheinischen Bunde. Die mindermächtigen deutschen Fürsten waren unter Napoleon lange nicht so unfrei als sie es jetzt unter dem deutschen Bunde sind; der deutsche Kaiser übte im Reiche nicht den Einfluß als ihn jetzt der österreichische Kaiser auf seine Bundesgenossen übt. Die deutschen Fürsten sind in den edelsten und schönsten Herrscherrechten beschränkt: sie dürfen ihren Völkern nicht alles Gute erzeigen, das sie möchten; nur für Handlungen der Willkühr stehen sie unter keiner Vormundschaft. Jeder Freund seines Vaterlandes hat gewiß mit Schmerz gelesen, mit welcher Klugheit der jetzige Herzog von Weimar bei seinem Regierungsantritte die Verfassung des Landes besprochen, und wie er das bischen kümmer-

liche Freiheit seines Volkes nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte zu schützen gelobt: so lange es die Bundesversammlung dulden werde. . . . Die frühern Züge der französischen Heere durch Deutschland (Europa), waren nur ein Reconosciren; sie werden überall hin kommen, wo sie schon gewesen und dann länger bleiben. Man erobert nicht mehr mit Kanonen, man erobert nur mit sympathetischen Mitteln. Sollten wir je wieder so unglücklich sein von Frankreichs Waffen oder Einflusse besiegt zu werden, es würde uns dann wenigstens zum Ersatz seine Gesetzgebung bringen. Wenn es gut geht, sind die Franzosen in hundert Jahren die erste Nation Europas, wenn schlimm die einzige. . . Napoleon konnte nur Land erobern, kein Volk. . . Preußen könnte sein das Frankreich des Nordens, wenn es sich vom deutschen Bunde losmachte. Das Schleppekleid, das ihm der Wiener Congreß angezogen, sollte ihm wahrlich nicht zum Puze, sondern dazu dienen, es bei den Zeitgenossen ungefällig erscheinen zu lassen

und seinen Gang zu hindern. — Die Aengstlichkeit, mit welcher die großen deutschen Mächte den Frieden zu erhalten suchen, hat das Geheimniß ihrer Schwäche offenbart. Nur Frankreich darf ohne Mißdeutung friedliche Gesinnungen zeigen; denn die französische Regierung würde in jedem Kriege, wenn einverstanden mit ihrem Volke, Alles, wenn nicht, vielleicht ihr Volk selbst bestegen.

XIV.

(Zensur.)

Zensur. — Zur Verweigerung der Pressfreiheit können drei Ursachen bewegen. Entweder man fürchtet, die Deutschen würden die Pressfreiheit gebrauchen, die Gewaltthätigkeiten oder Mißbräuche der Regierungen aufzudecken; dann gestände man ein, daß man solche Geheimnisse zu bewahren habe. Oder man fürchtet, die Pressfreiheit werde mißbraucht werden, Unruhen im Vaterlande zu stiften, dann bekennt man, das deutsche Volk sei unaufgeklärter und unsittlicher als das französische, englische und niederländische, und zugleich gesteht man ein, daß das Volk mit seiner Verfassung oder Regierung nicht zufrieden sei. Oder drittens man

will durch Verweigerung der Pressfreiheit das Volk in der Gewohnheit erhalten sich nicht in Staatsangelegenheiten zu mischen; dann aber beginge man den größten politischen Fehler, den man heute nur begehen kann. Die deutschen Fürsten werden an der Spitze unmündig und rechtlos erklärter Völker in Zeiten des Kriegs mit den constitutionellen Staaten Europas erfahren, daß Kinder mit Männern nicht streiten können.

Durch die Errichtung der Mainzer Central-Untersuchungs-Kommission ein ganzes Volk der BÜberei angeklagt. Als die Bundesversammlung die Akten der russischen Verschwörung erhielt, wurden sie nach Mainz geschickt, als gäbe es kein Verbrechen, woran die Deutschen nicht Theil nehmen. Der Plan eine allgemeine Staatsinquisition für Deutschland zu errichten, scheiterte an der Weisheit und dem Edelmuthe des Königs von Bayern, der, als diese Kommission, die mit so großem Gepolter aufgetreten, sich beschämt und ganz im Stillen wieder auflöste, seinen von Mainz

zurückkehrenden Gesandten dafür belohnte: „daß er die Rechte des Königs und des Volkes von Bayern gegen die Anmaßungen der Kommission geschützt.“ Das deutsche Volk wurde öffentlich angeklagt, aber nachdem man genöthigt war es unschuldig zu finden, ging das Gericht schweigend auseinander und hat den Beschuldigten nicht öffentlich freigesprochen. Deutschland ist nur von der Instanz absolvirt, und kann bei dem nächsten politischen Vergehen eines Einzelnen als Mitschuldiger wieder vorgeladen werden.

Die Macht (in Deutschland) muß viel Berauschendes, Betäubendes, Giftiges haben; denn man verliert den Verstand, sobald man Minister wird.

XV.

Der achte Band.

(28. Februar.)

Donner, Blitz und Hagel — — — wer mich am ersten März, Vormittags zehn Uhr gesehen hätte; gesehen, wie auf dem Schlachtfelde meines Menschengesichtes, auf dem dreißigjähriger Krieg, ach! Tausende von lebensfrischen Empfindungen, verstümmelt, gemordet und begraben hat, der rothe Jorn hinter dem blassen Schrecken hergesagt — wer das gesehen hätte: würde sich jetzt wundern, daß ich dieses sehr nützliche und angenehme Buch, das ich am nämlichen Tage begonnen, nicht gleich der asiatischen Banise, mit obigen ausdrucksvollen und naturgeschichtlichen

Worten angefangen, sondern, wie man später lesen wird, ganz im Gegentheile, sehr sanft und weich.

Munter, Freund! Es wird gehen. Schon dieser erste Satz ist gehörig lang und reich an Gedankenstrichen, diesem Papiergelde des Verstandes, mit dem ja Leser und Juden sich gern begnügen, werden von dem ganzen heiligen Versprechen auch nur fünf Prozente gehalten. Sei muthig! Du wirst den achten Band ausfüllen.

Nämlich am 1. März las ich in der Frankfurter Zeitung eine Nachricht der Düßeldorfer: Fräulein Sontag — so, mit einem n wird der Name des berühmten Mädchens geschrieben, nicht aber mit zwei: eine fehlerhafte Schreibart, bei der viele deutsche Schriftsteller mit gleichem Eigensinne beharren, als in der Schreibart des Namen Bonaparte, wo sie ganz falsch dem o ein u vorsezen — habe in Düßeldorf ein Concert gegeben und bei dieser hochfeierlichen Gelegenheit

die hohe „für die Rheinprovinzen schmeichelhafte Aeußerung“ gethan: sie würde „wenn ihr Glückstern sie wieder an den Rhein führen würde“ auch in Bonn ein Concert geben. Von so etwas bekomme ich Krämpfe und halbseitigen Kopfschmerz. Mich jammern diese Zeitungsschreiber, die in ihrem Käfige nicht dem Löwen gleichen, stolz und ruhig sind, und dorthin, wohin sie nicht gehen dürfen, wenigstens ihre zürnenden Blicke senden; sondern sich gebärden wie die eingesperrten Affen, deren Gefangenschaft man nicht beweinen kann, weil sie ihnen keine andere Freiheit geraubt, als die, boshafte und lächerliche Affenstreiche zu machen. Mir thut es in der tiefsten Seele wehe, die Erziehung und den Unterricht des deutschen Volkes in den Händen tölpelhafter, erkaufter oder furchtsamer Menschen zu sehen, die den erwachten wißbegierigen Sinn ihres Zöglings wieder einschläfern, verwirren oder zu Grunde richten. Ich warf das Blatt hin und in dieser gereizten

Stimmung — noch zitterten meine Nerven — erhielt ich von dem Verleger meiner gesammelten Schriften, Herrn Campe in Hamburg einen Brief, der mit den naiven Worten anfing:

Wo bleibt der achte Band?

XVI.

Deutscher Sold.

Als wir vernahmen was in dem seligen England geschah, wie die edelsten Frauen sich dem grauen Helden an die Brust geworfen, gleich liebenden Bräuten, wie ihn Londons Volk und Rath geehrt, wie der König ihm gehuldigt; und als wir dann zurückgekehrt in das deutsche väterliche Haus — da war es uns, als kämen wir von der Alpe höchstem Gipfel, aus der reinen himmlischen Luft, in einen düstern feuchten Keller, wo das Bier gährt und Rüben und Kartoffel uns zwischen den Beinen rollen. Wo nicht Herrscherwort die Schuld bezahlt, wo nicht Fürstenlohn den Glücklichen beleuchtet und

ihn hervorrief aus der dunkeln Menge, was hat das deutsche Volk gethan, welche Ehre seinen Helden zugewendet? Sie wissen nicht zu lobnen, sie wissen nur zu strafen. Schon schwebt der allgemeine Anzeiger an unserm Geist vorüber; wir hören sie reden von der Völkerschlacht bei Leipzig und wie man sie verewigen soll. Baut eine Schule hin, ein Waisenhaus, eine National-Runkelrüben-Zucker-Fabrik, damit das Nützliche sich mit dem Großen paare. Pflanzet Linden hin, werden noch die Besten sagen, sie kosten wenig, und schwitzende Schneidergesellen kommender Geschlechter sollen sich in dem Schatten deutscher Freiheit laben. So haben sie's mit Schiller's Frau, so mit Luther auch gemacht. Wo sind die Pfennige hingekommen, die euch für letzteren auf deutschen Postwägen, langsam, langsam zugeschlichen? Habt Ihr des Landes Schulden mit bezahlt? Habt Ihr die Einquartirungslast erleichtert? Ja gewiß, so dergleichen ist geschehen. Nun, es sei geschehen. Wenn Ihr ihn ehren

wollt, vergeßet nur daß er ein Deutscher war; wie wohlfeil ist dies nicht! Das Geld ist Euch wie ein Polyp an's Herz gewachsen, daß Ihr verbluten müßt wenn man es abreißt. Ein Denkmal haben sie der Schwäche aufgestellt, ein Fluchthor haben sie gebauet — die Ohnmacht flucht, die Stärke rächt sich. Daß sie ihren Zollbuden Königsnamen beigelegt, daß sie Bivat riefen, das ist alles was geschah. Charpieen haben sie gezäuselt, damit gute Heilung den Invalidensold erspare; bei allem andern haben sie geknaust und geknaust, daß ja nicht der Gemeindefäckel sich an der Dankbarkeit verzehre. Werden Helden so gehrt? Hätten sie der Tyrannei gedient, ihnen wären Königreiche worden; hat denn die Freiheit keinen Lohn? — Noch ist es Zeit, was geschehen soll, kann geschehen und daran wird am meisten klar sich zeigen, ob wir die Zeit zu würdigen verstanden, oder sie, wie manche spotten, nach dem Preis des Zuckers abgeschätzt.

XVII.

Die geheime Polizei.

Einem Staat gibt es, der lange im Tageslichte und auf redlichem Wege gewandelt; aber dieser auch, hat sich den geheimen Sünden der Polizei hingegeben. Doch der Himmel wird es wollen, daß Deutschlands verlornen Sohn, ehe er in den Abgrund stürzt, an dessen Rand ihn ehrlose Verführung geleitet, noch die Augen öffne, reuig zurückkehre, und dann wird ihn das versöhnte Vaterland mit offenen Armen empfangen. Denn vergebens hatte noch nie ein Volk einen großen und edlen Fürsten gehabt, und — daß Schlesien erobert werde, um solche Kleinigkeit allein bemüht sich die Natur nicht einen Friederich zu schaffen.

Die Menschen haben ihrer geselligen Natur nach einen angeborenen Corporationsgeist, und nur weil sie keine Tugendgesellschaft finden, schließen sie sich einer Spitzbubenbande an. — Jede Regierung, die sich der Spione bedient, hat im Himmel die Herrschaft verwirkt und was der Himmel beschließt, vollführt die Erde, früher oder später.

Menschen, die nie einen andern Geist begriffen, als den im „Sonntagskind“ und „den Geist auf der Wiener Bastei“ reisen im Lande umher, und suchen den Geist der Zeit auszuspiiren; aber diese guten Leute mögen ihm acht Tage lang im Postwagen gegenüber sitzen und sie erkennen ihn nicht und halten ihn für einen lustigen Passagier.

Die Völker sind unsterblich; ob sie ein Jahrhundert früher oder später zur Freiheit gelangen, daran liegt nicht viel. Die Minister sind sterblich

und denken: erhalten wir nur bis zu unserm seligen Ende die Lage der Dinge, d. h. unsere Allmacht, nach unserem Tode mag es gehen wie es will — après moi le déluge, wie Frau von Pompadour sagte. Die einzigen die dabei leiden, sind die Fürsten.

Die Regierungen erfreuen und rühmen sich ihrer Einigkeit — sie wäre eine schöne und lobenswürdige Sache — aber sie erfreuen sich der verschwisterten Kräfte, der Freiheitsliebe der Völker mit Macht zu widerstehen und die Verblendeten begreifen nicht, daß sie dieses Band zum Verderben führt. Wenn es wahr ist wie sie behaupten, daß sich ruchlose Menschen verschworen, alle Throne umzustürzen, was könnte denn jenen Bösewichtern willkommener sein, als der Freundschaftsbund der Fürsten? Nero wünschte der Welt nur Einen Hals — wenn alle Regierungen nur Einen Kopf haben, gibt es etwas glücklicheres für die Unruhestifter?

Die Hebräer schickten Spione ins gelobte Land, das sie erobern wollten. Diese ehrlichen bevollmächtigten Gesandten aber brachten keine Verläumdungen, sondern nur schöne Weintrauben zurück.

Die Regierungen, besser von ihren geheimen als ihren öffentlichen Beamten bedient, sollten nur geheime Beamten anstellen.

Ihr (Spione) glaubt unschuldige Dinge zu verrathen; Ihr gebt den Schwefel, ein Anderer den Salpeter her, und in den geheimen Werkstätten wird daraus das Pulver zusammengesetzt, das ein Menschenleben oder ein Menschenherz auseinanderschmettert. — Geheime Gesellschaften wären unmöglich, wenn die Regierungen öffentlich wären. — Seht ihre (Spione) Augen an, das Auge ist der Altar der Wahrheit, es lügt nicht, auch das des Betrügers nicht!

Polizei, Art Zensur aller möglichen Handlungen — sie spioniren sich hypochondrisch, wie die Vielwisser, die Stubengelehrten. — Man hat aus der Spionerie eine Art Kunst gemacht, und die Schauspieler-Eitelkeit der Spione erregt. — Pestbeulen Ausssaugen. —

Bürgerliche, die schwarzen Ennuchen der Adelsfreuden, die sie vertheidigen und selbst nicht genießen können.

XVIII.**Aphorismen.****1.**

Legitimität. — Die französischen Ultra-royalisten machen durch ihr allzuhäufiges Predigen der Legitimität auf die Streitbarkeit des Kronenrechts zur Unzeit aufmerksam.

2.

Frankreich und Deutschland. — Man mag Frankreich, welches das verderbliche Uebermaß der Freiheit erfahren, immerhin fasten lassen, damit seine durch Schwelgerei geschwächten Verdauungskräfte wieder hergestellt werden. Man

lasse aber das stets mäßige und gesunde Deutschland nicht an Freiheit hungern. Der Gesunde bedarf vieler Nahrung und erträgt sie ohne Beschwerden.

3.

Seine Schwächlichkeit. — Frankreichs Wehen sind vorüber, aber wie eine Wöchnerin nach einer schweren Niederkunft bedarf es noch großer Schonung und Pflege.

4.

Die Occupationsarmee. — Die Occupationsarmee der Verbündeten in Frankreich ist wohl nicht gegen die Franzosen allein, sondern gegen die Unterthanen aller der europäischen Staaten aufgestellt, deren Freiheitstrieb man zu fürchten anfängt. Nichts ist furchtbarer als das Tribunal, welches sich zu Paris aus den Ministern der fünf Großmächte gebildet hat, mit dem ihnen untergebenen Heer von Hundertundzwanzigtausend bewaffneten Gerichtsboten. Dieses Söldnerheer

der Herrschsucht ist nur in Frankreich an der gelegenen Stelle, von wo aus, in der Mitte zwischen Deutschland, Italien, England und Spanien, als denjenigen Ländern, wo der Revolutionsgeist offener oder verborgener waltet, es sich überall hin schnell verbreiten kann. Dahin ist es gekommen, daß die Völker der genannten Länder nur durch einen Krieg von den Angriffen der Tyrannei befreit werden können; dies wissen auch die europäischen Großmächte, und darum ist es ihnen diesmal mit der Erhaltung des geschlossenen Friedens und der Erfüllung ihrer Verträge wirklich Ernst.

5.

Großer Lärm unter allen Dorfschultheissen und löblichen aber nicht gelobten Polizeistellen der Rhein- und Maingegenden wegen toll gewordener Füchse und Katzen. Ei, das ist ja ein wahres Glück! Diese lieben Thiere haben eingesehen, daß sie mit List und Schmeichelei nichts mehr ausrichten, weil wir sie endlich verstehen gelernt,

und darum brauchen sie jetzt Gewalt und beißen und fragen ohne Umstände. Wir sind aufgefordert worden, sie todt zu schlagen, und ein treuer Unterthan thut was ihm seine Obrigkeit befiehlt.

6.

In Spanien läßt das gelbe Fieber nach, seitdem es kalt geworden. Die Erfindung unheizbarer Ofen für manche Versammlungsorter, wie wohlthätig wäre sie, die Verbreitung pestilenzialischer Grundsätze zu verhüten.

7.

Wenn in unconstitutionellen Monarchien sämtliche Beamten ihre Pflicht streng erfüllen wollten, das heißt das Wohl des Volkes und des Staates, und nicht das Belieben des Hofes und der Minister beachteten, so müßte der Staat wie er ist, darüber zu Grunde gehen, das heißt, die Regierungsform würde hierdurch umgestoßen werden. In Repräsentativ=Staaten, in constitutionellen Monarchien ist dieses anders. Nicht etwa als

wären dort die Beamten, oder die Menschen überhaupt besser, aber da die Gunst des Hofes und der Minister dort nicht allein die Würden vertheilt, sondern gemeinschaftlich mit der öffentlichen Stimme, so finden die Beamten ihr eigenes Wohl mit dem des Volkes häufiger verbunden. Aber die Staatsdiener in constitutionellen Monarchien sind vorzüglich aus dem Grunde strenger in Erfüllung ihrer Pflichten, weil die Pressfreiheit ihre Mißbräuche zur Sprache bringt. Wie dieser Vortheil bei der jetzigen Beschränkung der Pressfreiheit ersetzt werden könne, bitte ich sehr höflich mich zu belehren.

8.

Wir sind im Examen durchgefallen; weiter ist es nichts. Man hat uns den politischen Doctorhut versagt, angeblich, weil wir nichts gelernt hätten, und wir sollten noch fünf Jahre studieren. Was liegt daran? Wir sind noch jung. Auch ist es nicht unbillig, daß man uns die Jahre, die wir im Kriege gegen Frankreich verwendet, an

der Universitätszeit in Abzug bringe und sich diese ergänzen lasse.

9.

Herr Steffano Varese aus Mailand hat endlich das Mittel aufgefunden, auf die einfachste schnellste und sicherste Art, jede Fresco-Malerei von der Wand abzuziehen und auf Tafeln überzutragen, ohne daß die Malerei auch nur im Geringsten darunter leidet. Man kann dessen Verfahren auch in der Politik benutzen, um die herrlichen Fresco-Gemälde der alten Staatskunst, die an gothischen Mauern Deutschlands so zahlreich gefunden werden, auf die Tafeln unserer Zeit überzutragen, und sie hierdurch vor Verderben zu bewahren — welches Jammerschade wäre.

10.

Eine Zeitungs-Nachricht aus Berlin, die von der wegen hochverrätherischer Umtriebe eingeleiteten Untersuchung handelt, sagt: Die damit be-

auftragte Commission bestünde aus den rechtlichsten Männern, und deren Mitglieder stifteten sich einen unvergänglichen Namen. Was sich doch Dummheit, Ungeschicklichkeit oder Schmeichelei nicht alle zu sagen erlaubt! Selbst der nachsichtigste Censor hätte dieses streichen sollen. Wehe dem Volke bei dem ein gerechter Richter sich einen unsterblichen Namen erwirbt!

11.

An Beiträgen zu einem Denkmale des General-Lieutenant von Scharnhorst sind in drei Monaten 748 Thaler eingegangen, worunter 10 Friedrichsd'or von dem Kriegsminister, eben so viele von dem General-Major von Clausewitz, 30 Friedrichsd'or von dem Offiziercorps des I. Garde-Regiments zu Fuß. Also haben die übrigen zehn Millionen Preußen zusammen 500 Thaler gegeben. In Paris war innerhalb 14 Tagen, zur Wiederaufbauung einer Bauernhütte, die angeblich rechtswidrig von der Behörde war niedergerissen wor-

den, mehr als das Doppelte eingegangen. Da man seit Einführung der Censur den Menschen und Völkern nicht mehr ins Herz sehen kann, so bleibt nichts Anderes übrig, als ihnen den Puls zu fühlen. Man denke an Luther, an Schiller und Blücher, welchem Letzteren man auch nur ein Municipal-Denkmal errichtet. Göthe sagt im Wilhelm Meister „wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß;“ daraus folgt nun freilich nicht, daß, wo er nicht schenkt, er auch nicht liebt. Aber unbegreiflich ist dabei, wie wir in den Verdacht demagogischer Umtriebe kommen konnten, da doch unser Blut langsamer schleicht, als ein Civil-Prozeß. Wer nicht liebt, kann auch nicht hassen, wer nichts bewundert, kann nichts verachten, wer nichts anbetet, nichts verfluchen.

12.

In Braunschweig sind bei einer Feuersbrunst in dem Gebäude der fürstlichen Kanzlei sämtliche Schriften verbrannt. Hoffentlich wird man

so klug seyn und es geheim halten, daß wegen des Unglücksfalles die Staats-Verwaltung auch nicht einen Augenblick in Störung gerathen ist. Denn man könnte ja daraus schließen, daß durch viele unnütze Schreibereien, Papier, Zeit, Menschenkräfte und überflüssige Steuern des Volkes verschwendet werden.

13.

In Kopenhagen ist eine Polizei-Verordnung erschienen, des Inhalts: daß dem Publikum erlaubt sey, während zehn Minuten nach Beendigung des Schauspiels seine Meinung über ein Stück laut zu äußern, länger aber nicht. Das Ende der Frist soll durch drei Schläge auf einer Gongong verkündet werden. Der Teufel wird alle Tage jovialischer und man wird ihn endlich lieb gewinnen. Ueber diesen Text da könnte man ein großes Buch schreiben, und wahrhaftig die kleine Bouillontafel reichte hin, ganz Europa mit der kräftigsten Kraftbrühe zu speisen. Wer

nur reden dürfte! Es ist zum toll werden. Ehemals da wir noch beißen durften nach Herzenslust, war gewöhnlich Hungersnoth überall, und wir armen Journalisten mußten darben. Seitdem man uns den Mund verbunden hat, fliegen uns die gebratenen Tauben um den Kopf herum. Nicht einmal Findelhäuser gibt es, in denen man die unehelichen, ohne den Segen der Zensur gezeugten Kinder unterbringen kann, und die Rabenmütter müssen sie tödten. Wenn sich die Kopenhagener Kunstrichter im Schnellsprechen üben, ist die Polizei geprellt; denn auf diese Weise läßt sich auch in zehn Minuten ein Urtheil erschöpfen. Wäre es nicht ausführbar in Abbreviaturen zu reden, wie man in solchen schreibt? Z. B. statt Theater sagte man The (Synonym sind die Wörter ohnedies), statt Polizei Pol (sie ist wirklich der Pol um den sich jetzt die ganze Welt dreht). Wäre es aber nicht billig, daß man uns auch über jedes politische Ereigniß so viel zu schreiben erlaubte,

als man in zehn Minuten sprechen kann. Der Zensor hätte dann weiter nichts nöthig, als eine Uhr. Er liest den Artikel mit lauter Stimme, und wenn die zehn Minuten vorüber sind, ehe er vollendet hat, streicht er den Rest aus. Er dürfte aber kein Schalk seyn, und vorsätzlich langsam sprechen.



